

Ein wenig Welt-Anschauung

Unterwegs in:

Deutschland–West (1987)	Seite 3
Schweiz (1988)	Seite 4
Norwegen (1989/1994)	Seite 5
Dänemark (1995)	Seite 7
Schweden (1996)	Seite 7
Slowenien (1998)	Seite 10
Portugal + Niederlande (2000)	Seite 12
Kroatien (2001)	Seite 16
Kanada (2002)	Seite 20
Irland (2003)	Seite 28
Slowakei (Tatra 2004/2005)	S. 35,38
Italien (2006)	Seite 43
Deutschland (2008/2017)	S. 50,66
England (2010)	Seite 55
Alpen (2011/2012/2014)	Seite 61
Türkei (2013)	Seite 64

Erlebnisberichte mit zahlreichen Bildern

Liebe Leserin, lieber Leser,
bisher sind in der Reihe „Schönberger Blätter“ vor allem Beiträge zu Themen aus Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Philosophie und Religion erschienen (z.B. zu Gentechnik und Kernenergie, Stammzellenforschung und Retortenbabys, Klimawandel, Klonen, Lebensstil, Hirnforschung, Weltbevölkerung, Chaosforschung und anderes mehr).

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienenen Hefte und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 48 wird die Reihe um einige Beiträge zur Zeitgeschichte und zur Heimatgeschichte erweitert.

Viel Spaß beim Lesen!

Ihr Joachim Krause

Druck: 16. September 2024

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Thälmannstr. 16, 39291 Möser, Tel. 039222-687686,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>

Die Verantwortung für den Inhalt der „Schönberger Blätter“ liegt allein beim Verfasser.

Ab 1982 entstand die „Tradition“, dass ich immer am Ende eines Jahres allen lieben Menschen in unserer näheren und weiteren Umgebung einen „Jahresbrief“ schickte. Wenigstens einmal im Jahr sollten sie erfahren, was wir erlebt hatten und was uns bewegte.

Zunächst ging es darin vorrangig um Familiäres, die Entwicklung der Kinder, Berufliches. Immer wieder waren auch Notizen zu unseren Urlaubsreisen festgehalten worden. Und mit dem erweiterten Horizont nach dem Wegfall des Eisernen Vorhangs nahmen auch Berichte über Reise-Erfahrungen in aller Welt einen wesentlich breiteren Raum ein.

Fotos waren in den Originalbriefen nicht dabei.

Nun habe ich in zwei Heften die Auszüge zu den größeren Reisen aus meinen jeweiligen Jahresbriefen zwischen 1987 und 2019 zusammengestellt (im Originalton), diesmal angereichert durch einige Bilder.

Kürzere und längere Berichte zu unseren großen Reisen — Auszüge aus meinen Jahresbriefen

1987

Deutschland – West

Eigentlich war ich Anfang des Jahres 1987 mit einem dreitägigen Seminar bei Studenten einer kirchlichen Ausbildungsstätte beschäftigt. Am zweiten Tag des Kurses bekam ich einen Anruf von zu Hause, der mich sofort alle Zelte abbrechen ließ. Wichtigeres!? Einfach abhauen? Den Hintergrund für meinen hektischen Aufbruch bildete die permanente große Sehnsucht, auch endlich einmal Westluft zu schnuppern. Immer mehr Mitmenschen durften „reisen“, zu Besuch bei nahen Verwandten. „Runde Geburtstage“ und Jubiläen berechtigten zwar dazu, dass man überhaupt einen „Antrag“ stellen konnte, aber damit waren keinerlei Rechte verbunden, man blieb von der Willkür der staatlichen Organe abhängig.

Einer meiner Freunde wohnte in München. Er war schon einige Jahre zuvor mit seiner Familie „ausgereist“. Der Kontakt war geblieben. Zwischendurch hatten wir uns auch einmal (halblegal) in der Tschechoslowakei getroffen. Nun feierte er dort weit weg im Westen seinen 50. Geburtstag. Unter den „hiergebliebenen“ Freunden entstand eine Schnapsidee: Wollten wir nicht versuchen, zu seinem Geburtstag eine Reiseerlaubnis zu bekommen? Völlig irre: Wir waren ja überhaupt nicht verwandt! Eine Hilfskonstruktion wurde gebastelt: Der Mann in München war „Patenonkel“ meines Sohnes. Das stimmte, machte ihn aber auch nicht zu einem engen Verwandten. Ich besorgte mir dennoch die notwendigen Antragsformulare. Der Freund schickte mir eine förmliche Einladung. Die Kopie einer Urkunde belegte seine Patenschaft bei meinem Sohn. Ich erbat eine Stellungnahme meiner Arbeitsstelle, dass diese nichts gegen eine Besuchsreise einzuwenden hatte (eine solche Stellungnahme war zwar gar nicht vorgesehen, aber sie konnte ja mit dem amtlichen Briefkopf und Stempel des Landeskirchenamtes vielleicht Eindruck machen). Alle Papiere wurden bei der Pass-Stelle eingereicht. Das alles lief eigentlich mehr als Spielerei, als Test, wie die Behörden reagieren würden, aber dass eine Ablehnung kommen würde, war sonnenklar.

Wochen später ließ die Antwort noch immer auf sich warten. Nachfrage. „Noch nicht endgültig entschieden.“ Der Tag des geplanten Reiseterrmins war verstrichen. Und dann geschah das Wunder. Ganz kurzfristig und völlig überraschend erhielt meine Frau einen Anruf: Mein Pass sei da, ich könne fahren. Als ich das erfuhr, saß ich mitten in meinem Seminar in Leipzig. Schrecksekunde. Kurze Verständigung mit den Verantwortlichen, volles Verständnis: „Da müssen sie natürlich ...“ Solch eine Reise hatte absoluten Vorrang. Gute Wünsche. Abbruch des Seminars. Am nächsten Tag saß ich im Zug nach München.

In meinem „Jahresbrief“, den ich ein Dreivierteljahr später an Freunde und Verwandte schickte, war über meine Eindrücke zu lesen:

„... Ich war in einer Welt gelandet, in der vieles ganz anders war, manches aber auch sehr vertraut („deutsche“ Ordnung). Illusionen gingen endgültig verloren (ein Schlaraffenland ist eben keins mehr, wenn man mal dort war). Ich stand etwas ratlos vor der ungeheuren Geschäftigkeit und Hektik, die mir überall begegnete, staunte über die Perfektion, die dadurch erreicht wird, machte so meine kleinen Entdeckungen: Wer aus einem Land mit Braunkohle-Kachelöfen kommt, staunt eben darüber, wie man mit Öl aus der Kanne im Stubenofen oder mit Öl in der Zentralheizung oder mit Erdgas und was weiß ich noch wie Stuben warmmacht. Überhaupt haben mir die vielen so vertrauten rauchenden Schornsteine gefehlt – später habe ich auch die entdecken gelernt (es ist im Westen nur alles viel schöner angestrichen und Unangenehmes gut versteckt). Interessant war auch, Freunde an ihren

Arbeitsplätzen zu besuchen: Ich habe Lehrer im Schulunterricht erlebt, einen Schichtarbeiter in seiner Werkhalle besucht.

In Nürnberg stand ich plötzlich vor den steingewordenen Resten finsterner deutscher Vergangenheit – das Feld der Reichsparteitage, die Kongresshalle als NS-Monumentalbau, da wird man schon nachdenklich.

Das heitere München habe ich genossen mit seiner perfekten Verkehrsgestaltung und der gelungenen Wiederaufbauleistung. Fast verpasst hätte ich das Deutsche Museum. Dann habe ich aber doch ehrfürchtig vor dem Küchentisch gestanden, an dem Otto Hahn vor 50 Jahren die Kernspaltung entdeckt hat.

Aber wichtig waren vor allem die Gespräche mit alten und neuen Freunden, die Begegnung mit ihrem Alltag und ihren Sorgen und Freuden.

Und dann war ich wieder zu Hause, Aber nun mit einem neuen Gefühl: Ich war freiwillig wieder da!“

Der letzte Satz klingt für mich heute fröhlich und trotzig zugleich. Es war schon ein erhabenes Gefühl, sich selbst für das HIER-Sein entschieden zu haben. Obwohl das Heim-Kommen nicht ganz ohne gewesen war. Am Eisenbahn-Grenzübergang Gutenfürst wurde ich nämlich bei meiner Rückkehr schon erwartet. Alle anderen Reisenden wurden aus dem Abteil gebeten. Hochnotpeinliche Gepäckkontrolle, eine unangenehm-mürrisch-aggressive uniformierte Frau. Natürlich gab es da ein paar Zeitschriften und Bücher, die beanstandet und z.T. einbehalten wurden. Schmerzlicher aber war: Ein Freund aus alten Dresdner Tagen, der schon länger im Westen lebte, hatte mir vertrauliche Briefe mitgegeben (seine angestrebte Anstellung als Pfarrer im Westen bedurfte einer Befürwortung aus Sachsen, ich wollte vermitteln). Die Briefe wurden genüsslich erst einmal gelesen und dann konfisziert. Ohnmacht, gepaart mit Wut. Ein paar Tage später hatte ich meinen Frust gebändigt. Frech schrieb ich einen höflichen, aber deutlichen Brief nach Plauen ans Bahnzollamt. Darin forderte ich die Herausgabe der unrechtmäßig beschlagnahmten Dinge aus meinem persönlichen Eigentum. Und siehe da: Wenige Tage später kam ein Offizier der Dienststelle extra mit dem Auto zu mir nach Hause und händigte mir doch tatsächlich den größten Teil meiner Sachen aus. Wenn wir doch immer etwas mutiger gewesen wären!

Noch ein Schock-Ereignis sei erwähnt. Ich war lesebesessen, ich konnte keinem bedruckten Stück Papier widerstehen, erst recht nicht, wenn es aus dem Westen stammte. Natürlich hatte ich bei meiner ersten West-Reise einen Zettel in der Tasche, auf dem die Autoren und Titel besonders begehrter Literatur notiert waren. Feierlicher Moment. Ich war im Paradies angekommen. Ich stand in der größten Münchner Buchhandlung, kramte meinen Merkzettel hervor, um auf Schatzsuche zu gehen. Es war schrecklich: Es gab hier ja nicht nur alle die von mir gesuchten Bücher, sondern ringsum in den Regalen standen Dutzende andere, deren Titel genauso verlockend klangen. Was brauchte ich denn nun – wirklich? Mit der Überfülle des Angebots war eine dramatische Ent-Wertung verbunden. Ich habe nach zwei Stunden entnervt, verstört und ohne ein einziges Buch gekauft zu haben, dieses Haus verlassen.

1988

Schweiz

Hinter dem Stichwort „Bossey“ verbirgt sich ein Schlösschen, tief in der Schweiz, idyllisch hoch oben über dem Genfer See gelegen, Blick zum Mont Blanc. Ich war in einem Tagungshaus Gast des Lutherischen Weltbundes zu Gast. Meine erste dienstliche Reise in den „Westen“, wahrlich ein Privileg, ich durfte „raus“ – es war nicht zu fassen!

Erlebnis Schweiz. Züge im Linksverkehr, ein vorzüglich organisiertes und funktionierendes öffentliches Verkehrssystem („Halbpreis-Abo“ = Bahncard-System, perfekter Stundentakt mit Anbindung und Einbindung von Bahn, Bus, Schiffsverkehr, Seilbahnen) – ich war beeindruckt.

In Genf bin ich auch um Elektroläden herumgeschlichen, um Informationen über „Energiesparlampen“ zu erhaschen. Diese Wunderwerke moderner Energiespartechnik kannte ich bis dahin nur aus der Theorie – hier konnte man sie anfassen und kaufen. Aber Preise irgendwo zwischen 20 bis 30 Schweizer Franken lagen für mich doch weit jenseits von gut und böse. Verwirrt war ich zum einen von den vielen großen Schweizer Landesfahnen, die selbstverständlich und stolz über vielen Häusern flatterten (ich hatte damals noch Beklemmungen angesichts von so freizügig zur Schau gestelltem Nationalstolz). Und ich war verwirrt von den Schildern, die mir auf Schritt und Tritt den Weg hin zu Wald und See sperrten: „Privateigentum!“. Dass das nicht immer als bedrohliches Verbot zu lesen war, habe ich ziemlich spät gelernt.

1989

Norwegen

Anfang des Jahres 1989 war ich auf Dienstreise in Norwegen, also im Westen, oder doch mehr im Norden ...

Wir hatten etwas Freizeit. Drei Ossi-Teilnehmer erkundeten Oslo. Wir besuchten das Munch-Museet mit den großformatigen Munch-Gemälden („Der Schrei“ in mehreren Variationen), die Ausstellung am Hafen über Thor Heyerdahls Weltreisen, und dann hatten wir Hunger. In einem normalen Lebensmittelgeschäft entdeckten wir in der Auslage ein kleines rundes Pfund-Brot – und mussten dafür 8 Westmark bezahlen. „Nahrungsmittel sind hier so teuer, weil sie uns das wert sind“, so erfuhren wir später von Einheimischen. Norwegen möchte weiter eine eigene bodenständige Landwirtschaft haben, die auch produziert. Aber nach Weltmarktkriterien lohnt sich das überhaupt nicht, Importe wären viel günstiger. Die Norweger sind bockig und sagen: Das leisten wir uns! Aus solcherlei Gründen sind sie später auch nicht der EU beigetreten.

Ich habe dann noch eine private Extratour gestartet. Mit der Straßenbahn hinauf zur berühmten Holmenkollen-Schanze. Herrlicher Blick auf die Bucht vor Oslo, Spielzeug-Flugzeuge, die weit unter mir zur Landung einflogen. Und dann stand ich vor einem Denkmal. Es wurde von den dankbaren Norwegern für ihren König errichtet. Nach der deutschen Besetzung Norwegens im April 1940 stand König Haakon zwei Monate lang an der Spitze des Widerstands, erkannte die von den Nazis eingesetzte Regierung nicht an, ging dann nach England und leitete dort die norwegische Exilregierung. Das Denkmal machte mich nachdenklich. Hier stand kein Herrscher mit Fernblick auf einem Sockel, kein Krieger hoch zu Ross – nein, ich stand vor der lebensgroßen Bronzeskulptur eines skilafenden Königs, begleitet von seinem – ebenfalls in Bronze gegossenen – Hund.

1994

Norwegen

Urlaub in diesem Jahr. Aus einem Spleen von mir wurde eine kleine Völkerwanderung. Ich wollte nochmal (nach meiner dienstlichen Stippvisite im Frühjahr 1989) ins Land der Wikinger. ELLEN wälzte Kataloge, telefonierte (Verhandlungssprachen waren englisch und norwegisch!), bestellte schließlich eine Hütte und Plätze auf der Fähre. Und los ging es. Mitten hinein in das Land der Fjorde, nach Jotunheimen, an den Fuß des höchsten norwegischen Gebirges. 20 Stunden Fährfahrt von Kiel bis Oslo ersparten uns viele hundert Kilometer nervtötender Autofahrt. Dass Fähren höchst ge„fähr“liche Beförderungsmittel sind, wussten wir damals zum Glück noch nicht¹ und haben's richtig genossen! In Beitostölen erwartete uns ein Traum-Quartier, eine „Hütte“ de luxe: 100-Quadrat-meter-Wohnzimmer, Panoramafenster mit Daueraussicht auf schneebedeckte Gipfel und den nächsten See, ein echter Kamin, versteckte Fußbodenheizung, Warmwasser, freundliche Abwaschhilfe (ein Maschinchen). Das Volk bezog die Zimmerlein, und dann hatten wir zwei Wochen lang untypisch sonniges und klares Wetter (dass die Reiseführer da anderes versprochen, hat uns nicht irritiert). Wir, das waren die Familien der drei Krause-Geschwister (mit „nur“ 7 Zwergen, die drei ganz großen Kinder waren anderswo auf der weiten Welt unterwegs), dazu zog noch eine Etage unter uns im gleichen Haus Familie W. ein, lang erprobte Freunde und Urlaubsverbesserer. Die Kombination erwies sich als brauchbar, denn in dieser Menschenfülle vereinfachte sich die „Planung“ von Unternehmungen sehr: man konnte sich der „kleinen“ (erholsamen) oder der „großen“ (gipfelstürmenden) Gruppe anschließen, es gab in wechselnder Besetzung Skatspieler, Wanderer, Bader, Ausschläfer, Kocher, Shopper, und der Riesenfrust genervter Jugendlicher, die mit den „Alten“ unbedingt an irgendeine wichtige Stelle geschleppt werden müssen, blieb aus (und mit anderen „Alten“ ist Wandern sowieso ganz anders). Mit der Landschaft haben die Bildbände recht: Es gibt Berge, für jeden Touristen (statistisch) einen eigenen See oder Fjord oder Fluss, überall tosen Wasserfälle (aus dem Berg kommt da mit drei geheimnisvollen Drähten immer der elektrische Strom für die Dörfer in der Umgebung heraus). In den nebelumwölkten und flechtenbewachsenen Steinwüsten der kahlen Hochebenen haben nur noch die Trolle und Gnomen gefehlt – aber wahrscheinlich haben wir Flachländer die nur nicht erkannt. Irgendwann haben wir auch gemerkt, dass das vermeintliche "Heidekraut" ein echter Wald war, Birken und Weiden, fünfzehn Zentimeter hoch – mehr ist dort im rauen Klima des kurzen Sommers und angesichts fressgieriger Scharen von Rentieren und Lemmingsen (freche dumme Mäuse, mit denen wir viel Spaß hatten) nicht drin. ELLEN traf auf der Straße mal eine Elchkuh mit Kind, die den Verkehr dort kurz zum Erliegen brachten, öfter belagerten auch wiederkäuende Ziegenherden die Fahrbahn. Gegessen haben wir ortsüblich, herbe Marmeladen aller Art, „babblige“ Brote, Fisch-Pudding (etwas für harte Entdecker-Typen) – und zur Krönung einen norwegischen Lachs, einen Meter lang (?), mit superben Soßen und Kräutern von Familie Kn. exzellent zelebriert. Nur bei Rotwein und Bier gab es Engpässe (wenn schon die Skandinavier durch extrem hohe Preise vom Trinken abgehalten werden sollen, warum sollten auch wir beim mitternächtlichen und noch gut von der nördlichen Sonne beleuchteten Schwatz trocken herumsitzen?)

¹ Im gleichen Jahr, am 28. September 1994, sank vor Finnland die estnische Personen- und Fahrzeugfähre „Estonia“ mit 989 Menschen an Bord.

1995

Dänemark

Urlaub war dieses Jahr in **Dänemark**. Ostsee und gemütlich sollte es sein. Zum Zelten hatte außer mir keiner so richtig Lust. Also ward im Katalog geblättert. Die zehn favorisierten Miethäuser waren alle schon weg. Aber dann fand sich's doch noch. Wir waren auf einer „Südsee-Insel“ (so nennen das die Dänen aus ihrer Sicht ernsthaft), auf Falster, gleich gegenüber von Rostock, exakt auf gleicher Höhe wie unser Dauer-Zeltplatz Nonnevitz auf Rügen, nur erstreckte sich der Strand Nord-Süd und damit war die Welt um 90 Grad verdreht. Es ergab sich ein sonnig-schöner-schläfriger-dahinplätschernder Urlaub. Das Zelt war ersetzt durch ein festes Haus, aber die Natur zwischen uns und dem 150 Meter entfernten Strand war urtümlich: ein verwilderter und von Blumen und Sträuchern überwuchertes Riesengarten (Nachbarn nur zu ahnen), Fasanen und Häslein am Mittagstisch... Große Spring- und Tauch-Wellen für die Kleinen waren da, für die Größeren bei fehlender Ausarbeitung ein improvisiertes Volleyballfeld bei „Nachbars“ – die kannten wir gut: mit uns in Dänemark waren mein Bruder mit Familie und W.s nebst Söhnchen R. Mit ihm hat KAREN drei Wochen lang MAU-MAU gespielt, dafür gab's dann, wie bei den Großen im jährlichen traditionellen Urlaubs-Skat-Turnier, auch landestypische Trophäen für die erreichten 1. und 2. Plätze.

1996

Schweden

Im Urlaub waren wir in **Schweden**. Drei Wochen lang (das gab der Kasse den Rest), aber es waren schöne geruhsame Wochen. Wir fuhren mit Auto, drei Fahrräder oben drauf. Zuerst via Rostock mit Katamaran in zwei Stunden nach Trelleborg, dann links in Schweden hoch bis hinter Göteborg (gute Erfahrung: trotz Tempo-Limit ein erfreulich flüssiger Verkehr), und dann hinein in das Schären-Gebiet von Bohuslän, wo wir in einer Hütte mit kitschigem Meeresblick und persönlichem Motorboot 10 Tage blieben, umweht von blau-gelben Fahnen. Wir haben mutig die höchsten Berge gestürmt (geschätzt 86 Meter hoch, Eingeborene hatten uns vor den vermeintlichen Strapazen gewarnt), sind auf einsamen Stein-Inseln gewandert, mit kostenlosen Fähren (sie zählen als öffentliche Straßen-Verlängerung) von Insel zu Insel geschippert, haben (als Wiederholungstäter) im dörflichen Gemeindehaus am Kaffee-Klatsch mit Waffeln und Sahne und ständig nachgeschenktem Kaffee (abends gegen neun ist das eine etwas herztreibende Übung!) teilgenommen, haben stundenlang mit stierem Blick am Strand Muscheln und Steinchen gesammelt, Seesterne geärgert (die in den verrücktesten Farben vorkommen), Nessel-Quallen beim Schwimmen und Schweben bewundert und misstrauisch Abstand gehalten, schöne olle Fischerdörfchen beschnuppert, mit der deutschen Bahn-Card erfolgreich schwedische Telefonzellen in Betrieb genommen (JAKOB war allein zu Hause geblieben, was ELLEN zu regelmäßiger Kontrolle seines Wohlbefindens bewegte). Auch die vorgeschriebenen Schwimmwesten haben wir angelegt und „unser“ Motorboot zu Erkundungsfahrten benutzt. Der Auspuff war mit Knetmasse abgedichtet, die uns irgendwann um die Ohren flog – wir fühlten uns wie zu DDR-Zeiten und haben das Loch mit einer Plastetüte umwickelt; aber schön war es schon, auch die Kinder durften mal steuern und Gas geben, auch schön laut war

es. Und am schönsten (und peinlichsten!) waren unsere spektakulären Anlege- und Wende-Manöver, eine Seeschlacht hätte den kleinen Hafen nicht schlimmer treffen können! Es war sehr konstant windig und im Wasser so bibberig, dass ich jedenfalls nach einem Kurz-Bad



keine weiteren Selbstversuche mehr gemacht habe und lieber mal 10 oder 20 Kilometer Rad gefahren bin, manchmal auch mit KAREN vorne drauf (ich hatte zu Hause so einen schönen einfachen DDR-Kindersitz gefunden, der da noch nagelneu herumlag, irgendwann zur Reserve hingelegt: man wusste ja nie, obs welche geben würde, wenn man sie brauchte ...).

Einmal lockten wir beiden ELLEN auf eine wilde Rad-Tour durch das Unterholz

schwedischer Urwälder, es endete mitten im tiefsten Wald zwischen Millionen von Mücken auf einer kleinen Lichtung – mit gepflegtestem englischem Rasen (? – ein wenig verrückt sind manche Schweden wohl auch; durchweg eigentlich haben uns die Schwedinnen und Schweden und Schwedchen und ihre ungekünstelte Art zu leben gut gefallen).

Die WIR, die dort waren, waren's übrigens in kleinster Besetzung: JOACHIM-ELLEN-KAREN unsererseits und H.-B.-R. W. Aus der Besetzung ergibt sich auch, dass wir Rotwein kistenweise im Kofferraum nach Schweden geschmuggelt hatten – dank Sparsamkeit war davon übrigens in der Schlussphase so viel übrig, dass an den letzten Abenden Zwangs-Trinken verordnet werden musste. Vielleicht hatte auch die in Schweden staatlich verordnete Abstinenz auf uns abgefärbt: Stolze Preise ab 1 Prozent Alkoholgehalt sowieso, und wer trotzdem wagt, normale Wein- oder Bier-Sorten zu erwerben, der muss dazu in ein Gebäude gehen, das wie der Hochsicherheitstrakt von Super-Gefängnissen verrammelt ist und in dem es drinnen wie in einer Bank zugeht: Man hat ein schlechtes Gewissen wie ein Bankräuber. Zum Thema Trinken noch was für Öki's: Einheimische Getränke gibt's durchweg in zwei oder drei Flaschenarten, und Pfand wird auch auf Getränkedosen erhoben, die man leer im Supermarkt in einen Automaten stopft, der sie hörbar zusammenknautscht und sogar noch ein paar Öre dafür ausspuckt (das System ist offenbar erfolgreich, denn ich habe in den drei Urlaubs-Wochen insgesamt nur zwei (!) herumliegende Dosen in der schwedischen Landschaft gesichtet).



Wir haben übrigens mit unseren 12 Augen in diesem Urlaub keinen einzigen Elch gesehen (wenigstens ein Bild von einem solchen Sagen-Tier habe ich auf unser Auto geklebt). Göteborg haben wir gesehen bei einem längeren Stopp auf unserer Fahrt zum zweiten Quartier. Es ging nun hin zu Smalands Wäldern.

Diesmal fanden wir nach Irrfahrt endlich unsere blaue Hütte, wieder an einem See, wieder mit einem (diesmal ruderbestückten) Boot. Mehr Mücken. Ein eindrucksvolles Trocken-Klo mit Plastesack (man gewöhnt sich an mancherlei). Wir waren recht allein im Wald, nachts tobten irgendwelche Eulen im Tann, auch gab es zutrauliche Rehlein. Die Kinder haben uns tapfer auf Wanderungen quer durch den wilden Wald geführt. Manchmal wurden die Gute-Nacht-Geschichten abends im Kahn auf dem See vorgelesen. Überhaupt wurde, wenn nicht gerade Golf- oder Federball-Turniere stattfanden oder wir Alten ein Theaterstück oder Zirkus vorgespielt bekamen, viel gelesen, dem Orte angemessen vor allem aus Büchern von Astrid Lindgren, deren Geschichten in dieser Gegend entstanden sind. Ein Höhepunkt war denn auch ein Besuch im Astrid-Lindgren-Park in Vimmerby, wo Tausende von großen und vor allem kleinen Menschen Pipi Langstrumpf und Michel aus Lönneberga und den Kindern von Bullerbü und Karlsson vom Dach usw. usw. live begegnen konnten: In massiven und kinder-spiel-festen Kulissen agierten kostümierte Schauspiel-Studenten in kleinen Sketchen. Wir sind lange bei Ronja Räubertochter hängengeblieben – bis die Räuber sich gegenseitig und dann auch ahnungslose Touristen in's Wasserfass tunkten. Zum Abendbrot saßen wir dann noch 10



Kilometer weiter im Garten des Grundstücks, in dem Michel von Lönneberga (jedenfalls im Film) seine Streiche verzapft hat. Für die Kinder war's schon beeindruckend:



Bücher, die Wirklichkeit werden ...

Rast mit Baumel-Beinen im Fluss, dazwischen schwimmen ruhig große Fische, Wanderung durchs Moor mit Fehltritt und Verlust eines Schuhs, aber entschädigt durch Entdeckung von Sonnentau-Pflänzlein, ein blau-wolkig-stinkender Wald, weil der Herr Vater unbedingt einen steilen Waldpfad, der von schlimmen Wackersteinen eng gesäumt wird, heulend-quälend mit schleifender Kupplung rückwärts hochfahren muss ... Urlaub vorbei.

1998

Slowenien

Im Sommer trafen wir interessante Tiere in fast 3000 Metern Höhe. Kurz unterhalb des höchsten Gipfels in den Julischen Alpen in Slowenien (Triglav) sichteten vier Wanderer zunächst Gemen, die sich aber durch Weg-Fliegen als große Vögel zu erkennen gaben (Wahnvorstellungen durch Höhenkrankheit?), dann waren wir umgeben von Schafen, die auf den Geröllfeldern haltsuchend mähten und mangels anderer Nahrung die schönsten Pösterchen seltenster Alpenblumen wegfraßen.



Wir waren also sommers zwei Wochen in Slowenien. Am idyllisch gelegenen Bohinjer See, extra für uns badewasserwarm temperiert, rings umgeben von 800 Meter höheren Bergketten. Die Familien der drei Krause-Geschwister waren in fast vollständiger Besetzung mitgekommen. Der größere Teil reiste mit der Bahn an (von Leipzig bis

fünf Kilometer vor dem Seeufer auf der Schiene, danach – wenn man's weiß – stündlich Busanschluss bis praktisch unmittelbar vor unser Quartier). Für uns Schönberger drohte die Weltreise schon vor der Haustür zu scheitern: Das bestellte Taxi kam zwar, aber die Kofferraumklappe des Luxus-Mercedes ließ sich einfach nicht öffnen; so starteten wir also eingekleimt zwischen Rucksäcken und Fresspaketen. Dann hatte unser Zubringerzug nach Leipzig die beruhigend (zum Umsteigen) eingeplanten 20 Minuten Pufferzeit schon auf halber Strecke bis zur Weltstadt Neukieritzsch weggebummelt: an jedem Haltepunkt musste der Zugführer raus, den ganzen Zug entlangwandern und dann die ältliche Diesellok immer neu von Hand ankurbeln. Zum Glück hatte aber der Fernzug auch Verspätung. BIRGIT kam auf dem Umweg über den Wolfgangsee, wo sie im Tross von Wahlkämpfer Christoph Schlingensief („Chance2000“) versucht hatte, bei einer Bade-Aktion zusammen mit Arbeitslosen den dort urlaubenden Kanzler Helmut Kohl „nass zu machen“. Cousin J. kam uns eines Morgens fröhlich mitten auf dem See entgegen geschwommen, er war von seinem Zivildienstort in Frankreich mit 13 Mark 80 in der Tasche in drei Tagen quer durch Europa getrampt. Slowenien habe ich als schön normales mitteleuropäisches Land erlebt, vielleicht noch eine etwas gemütlichere Gangart als bei uns, aber mit gediegenem Service überall (und entsprechend gediegenen Preisen). Wir haben ausgiebig gebadet (Schwimmen auf einem spiegelglatten morgendlichen See bei angenehmsten Wasser-Temperaturen, umgeben von kitschig-schöner blau-grün-dunkler Bergkulisse – ein Gefühl zum Abheben!). Wir sind gewandert und geklettert, inspiriert von unscheinbaren und von üppigen Blüten (die mit Hilfe von Bestimmungsbüchern möglichst alle auch Namen bekamen), manchmal auch nigelnd und zähneknirschend in glühender Sonne (wenn geschäftstüchtige Tourismus-Manager aus Wanderwegen steile Ski-Pisten gemacht hatten – das eiert sich hoch wie runter ganz blöd!). Irgendwann lag mitten auf dem Weg auch eine wunderschöne und, wie wir erst später erfragt haben, extrem giftige Schlange. Gebissen hat dann nicht eine Schlange, sondern ein Hund.

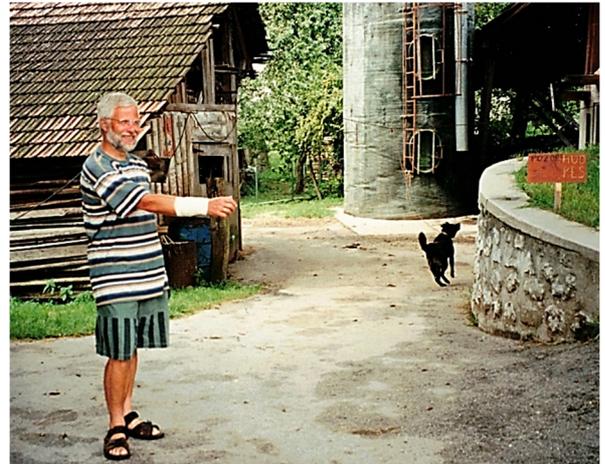
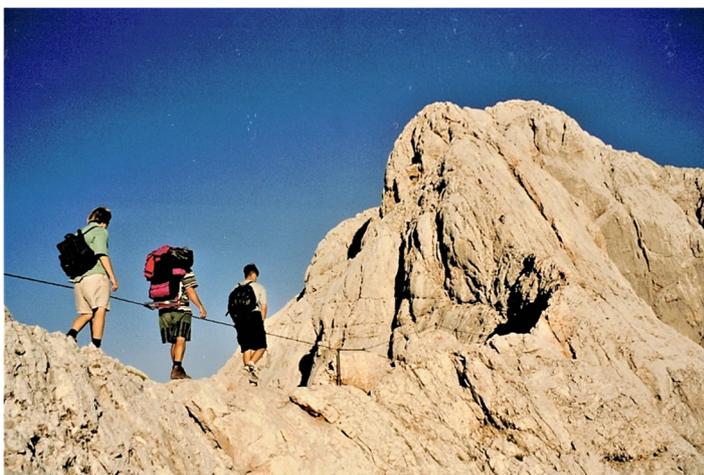
Und zwar mich: Als ich in einem Dorf den weiteren Weg für unsere Truppe erkunden wollte, kam plötzlich ein schwarzer Hund aus seiner Nische geflogen, mit dem ich dann eine kleine Keilerei hatte, und danach gab's einige Lauferei wegen vier tiefen Löchern, die seine Eckzähne in meinem Arm hinterlassen hatten (seitdem kann ich bestätigen, dass auch das Medizinwesen in Slowenien gut funktioniert).

Die Verrücktheit hatte auch ihren Höhe-Punkt, als nämlich zwei Väter (M. und ich) und zwei Söhne (J. und J.) beschlossen, in einer Zwei-Tages-Tour den höchsten Berg des Landes zu besteigen. Alle

normalen Touristen mit diesem Anliegen fahren mit dem Auto etwas näher ran an den TRIGLAV und beginnen die Begehung tausend Meter höher – wir sind auf Höhe unseres Sees gestartet und haben dann in acht Stunden in ziemlicher Glutsonne 2000 Meter Höhenunter-



schied bewältigt. Wasser war (wie immer in diesem Urlaub im Karstgebirge) ein kostbares Gut, das für die ganze Tour mitzuschleppen war. Oben gab's dann eine komfortabel eingerichtete Berghütte, in der frisch gewaschenes Bettzeug und Cola und Bier (in Büchsen!) und gehaltvolle Süppchen bereitgehalten wurden (die Versorgung per Hubschrauber macht's möglich). Nach schlafloser Nacht (bedingt durch lautstark feiernde Menschengruppen im Massenquartier neben uns) sind wir dann gegen 6 Uhr aufgebrochen zur Besteigung des begehrten Gipfels, und danach haben wir



wir auf einem halsbrecherischen schmalen Steig (rechts ging es ständig fast 1 Kilometer senkrecht nach unten, links einige hundert Meter senkrecht hoch) zwei Stunden lang ziemlich viele Nerven gelassen; der Weg hatte in der Karte so schön verlockend leicht ausgesehen: er verlief immer auf der gleichen Höhenlinie entlang ...





 2000

Portugal – Niederlande

Das Jahr 2000 hatte kaum begonnen, da war schon Urlaub. Verlockt, verführt von einem Angebot der Familie W., 14 Tage lang im Haus von Freunden in Portugal zu weilen. Wo liegt das überhaupt genau? Weiter weg als Moskau. Was weiß man so? Hauptstadt Lissabon, sonst Neugier, aber wenig genaue Vorstellungen. Kleines Flugzeug von Dresden nach Amsterdam, großes Flugzeug nach Lissabon, 80 Kilometer Taxi, dann auf sandigem Weg das gesuchte Schild: Unser Häuschen, eine „Vivenda“ mitten im Pinienwald, zwei Kilometer weiter rauschte der Atlantik. Ein Land, in dem im Februar die Zitronen von den Bäumen leuchten. Statt Zäune haben die Grundstücke Mauern (auch Felder sind oft so umrahmt). An den Straßen stehen keine Hausnummern, sondern auf farbigen Keramikfliesen liest man CASA (Gut), VIVENDA (Wohnung), VINHA (Weinberg) und dazu den Namen des Besitzers oder irgendwas Phantasievolles. Fliesen überall: Straßenschilder, Häuserwände, Schlossfassaden ...

Portugal war ja mal, dank Seefahrerei und Kolonien, eine bedeutende Weltmacht und wichtig und reich. Üppige Parkanlagen, große Schlösser und kleinere, grauer Stein aus trutziger Mauerzeit und gleich daneben Phantasie-Fassaden und Baustilmix wie Neuschwanstein plus Hundertwasser. Ich geh ja sonst nur aus Pflichtbewusstsein zu Schlossbesichtigungen, aber hier war das mal richtig spannend. Erstens waren die Eintrittspreise DDR-mäßig erschwinglich (ein tapfer beibehaltenes Relikt aus portugiesischen Sozialismus-Zeiten; auch öffentliche Verkehrsmittel waren attraktiv gesponsert: 8 Pfennige pro Fahrt-Kilometer), und zum zweiten gab's echt was zu verstehen.

So standen wir im Palast in Sintra (am Tag nach unserer Abreise trafen sich dort die EU-Regierungschefs) beeindruckt in der königlichen Küche. Das Schloss ist von außen geprägt durch zwei merkwürdige konisch zulaufende riesige weiße Türme. Jetzt standen wir darunter: Es waren die beiden offenen Kamine, und in der Küche reihten sich (wie bei Dornröschen) riesige runde Kessel (fast einen Meter dick) auf offenen Herden, unter denen riesige Holz-scheite gestapelt waren, mitten im Raum gab es direkt über dem gefliesten Boden einen Brat-spieß, auf dem man einen ganzen Ochsen grillen konnte. Das größte Schloss, das sich die Portugiesen geleistet haben, konnten wir in Mafra besichtigen; 200 mal 240 Meter groß (es



sollte eben größer sein als das Escorial der spanischen Konkurrenz), nie bezogen und auch heute nur in kleinen Teilen genutzt. Vor der Kulisse der glorreichen Vergangenheit spielten Taxifahrer und Einheimische (nur ältere erwachsene Männer!) stundenlang und geduldig irgendwelche Spiele mit Münzen. Jeder versteckte hinter seinem Rücken ein paar in der rechten Hand, dann mussten alle vorzeigen und ... die Spielregeln blie-

ben uns verborgen.

Aber es ging überall im Leben schön ruhig zur Sache. Oft sah man Männer (!) in Gruppen herumstehen, diskutieren, Zeitungen wanderten in der Runde, wo Wasser war, wurde geangelt. In den Dörfern gab es sehr einfach ausgestattete öffentliche Waschwäuser, in denen wohl auch heute noch hin und wieder im (Frauen-!)Kollektiv hart, aber in Gemeinschaft gerubbelt wird. Die Menschen waren wohlthuend zurückhaltend. Vieles lief einfacher ab als bei uns zu Hause, oft ärmllicher, grauer, aber auch zufriedener. Kontraste, verblichener Glanz aus alten



Zeiten, neureiche Hazien-das (im Besitz bundesdeutscher Zweitsiedler), daneben trister sozialer Mietskasernenbau und auch windschiefe Slumbaracken gleich am nächsten Dorftrand. Die Sprache war überraschend wenig südländisch-melodisch und unaufgeregt – mich hat sie mit ihren vielen Zisch-Lauten stark ans Polnische erinnert. Auf den engen Straßen gab's wenig Hektik, kein aufgeregtes Hupen, auch keine aggressiven Radio-Klänge aus offenen Autofenstern.

Das ganze Land kam einem vor wie ein großer Steingarten, und zwischen den Felsen aller Art

blühten fleisch-blättrige Pflanzen und Kakteen und Mandelbäume und vielerlei unbekanntes Schöne, was die mitreisenden Damen hin und wieder zu kleinen Lust-Schreien bewegte. Wir haben im Atlantik gebadet. Erst hielt ich das nur für die übliche spleenige Mutprobe, aber es war überraschend gemütlich; und beeindruckend war die schon in unmittelbarer Strandnähe erhebliche Strömung und die Gewalt der WELLEN, die einem einfach die Beine wegzog, unter Wasser mit kleineren Felsbrocken massierte und mit grobem Sand bekleckert an den Strand spuckte. Landeinwärts trudelten Windmühlen mit Segel-Bespannung träge dahin, eine Schar aus fünfzehn Rebhühnern gab sich die Ehre (solches Geflügel gab es vor 40 Jahren auch noch bei uns zu Hause), schnell verwandelte drei bis vier Meter hohes Schilfgras die Kulisse zum Dschungel, ein paar Kühe mit umgehängtem Glockengeläut wiederkäuten auf unbestelltem Feld (überhaupt war erstaunlich viel Land in dieser dichtbesiedelten Gegend offenbar nicht in landwirtschaftlicher Nutzung).

Wenn wir nicht unterwegs waren (oft zu sechst in einem kleinen VW-Polo), lungerten wir wohl kaffeeschlürfend oder Harry-Potter-lesend oder die umfangreiche Blues-Schall-Platten-Sammlung erkundend im Haus herum. Geheizt haben wir teils

mit Propangas (das ist ein teurer Spaß), teils mit Pinienzapfen im Kamin (das ist kuschelig). Geschlafen wird auch im winterlichen Portugal eigentlich immer paarweise unter einer dünnen gemeinsamen Decke (das ist gewöhnungsbedürftig).

Lissabon war uns zwei Ausflüge wert. Da wird auf der S-Bahn-Fahrt „Benfica“ plötzlich vom Nehmen eines Fußball-Clubs zum erfahrbaren Stadtteil. Die gigantischen Brücken über den Tejo lassen die Nähe des Meeres ahnen, in Belem lässt uns ein Denkmal mal nachdenken über den Beitrag portugiesischer Seefahrer zur Entdeckung fremder Welten und zu ihrer Kolonialisierung. Wir sind viele Hügel in dieser Stadt hinauf- und wieder hinuntergewandelt, immer umgeben von geschäftigen Menschen, umquitscht von Straßenbahnen, gelockt zum Hineinsehen in Kneipen, Werkstätten, Geschäfte, die sich dicht an dicht drängten, ich denke zum Beispiel an eine Kaffee-Rösterei, die aus einem Raum bestand, in der ein Mann liebevoll aus alten rostigen Fässern mit leuchtend roter Farbe wieder neue Verpackungen für sein Produkt zauberte. Pralles Leben, aber ob man davon leben kann?

Wenn wir es schon in Deutschland nicht geschafft hatten, waren wir wenigstens in Lissabon auf der Weltausstellung. Das Thema im Jahre 1998 war „Wasser“, also gingen wir in das „Ozeanarium“, in dem man von oben nach unten in mehreren Etagen die fünf Weltmeere erleben kann: Wie Pinguine im Wasser „fliegen“, Haie einen böseartig anlotzen, Heringsschwärme silbern prozessieren. Dazu immer neue Töne aus der Vielfalt dessen, was Meer ausmacht, Brandung, Wal-Gesänge, kalifornische See-Otter, die wie Pfauen quieken. Mir haben übrigens am meisten irgendwelche Fische aus dem indischen Ozean gefallen, die aussahen wie Rettiche mit Blättern dran. Das Gespräch mit dem Taxifahrer auf der Fahrt zurück zum Flughafen (er sprach deutsch und hatte fünfzehn Jahre als Gastarbeiter in Deutschland verbracht) hat uns daran erinnert, dass es hilfreich und bildend ist, sich ganz gezielt auch mal zu Einheimischen zu setzen. Sonst weiß man zwar, wo man war, aber nicht, bei wem. —————

Im Sommer 2000 verschlug es uns nach verschiedenen Planungsspannen unerwartet zu einem Kurzurlaub auf die Nordseeinsel Borkum. Dann kam die lang ersehnte große Schwester BIRGIT zur kleinen Schwester, und da wurden die Eltern nicht mehr gebraucht. Die beiden Damen blieben Törtchen-essend und schmökern und badend auf der Insel zurück, und ELLEN und ich fährten (darf man das Reisen mit einer Fähre so nennen?) auf's Festland



zurück, machten unser dort zurückgelassenes Auto flott, zurrten die Fahrräder auf dem Dach fest, und ab ging's in Richtung Niederlande!



Einige Minuten (!) vorher hatten wir noch eine Karte der Niederlande käuflich erworben, weil Null-Ahnung von diesem Land. Es zeigte sich in den nächsten Tagen: Das Land ist schön. Wir fuhren von Jugendherberge zu Jugendherberge. Mit vorherigen Telefonaten war meist auch kurzfristig noch ein Zweibettzimmer zu buchen, manchmal war das Domizil ein idyllisches Wasserschlösschen und ein andermal eine Art komfortabler Hei-

zungskeller. Vor Ort wurden dann immer die Fahrräder gesattelt und wir gingen auf Erkundungstour. Das Land ist ja meist schön flach und damit übersichtlich. Etwas irritierend war es mitunter, dass einem tief im Landesinneren plötzlich aus dem Wald heraus große Schiffe entgegen kommen, oder dass ein Kanal (mit Schiff drauf natürlich) auch mal als Brücke *über* die Hauptstraße geht. Viel Wasser (immer ordentlich gebändigt), viele Schafe (was machen die Niederländer damit? fotografieren, essen ?), viele Heidelbeeren (die man nicht essen darf; wir wurden mit todbringenden Gebärden belehrt, dass man daran stirbt! – die Angst vor dem Fuchsbandwurm hat uns zwei trübe ängstliche Tage beschert). Wir sind nur netten Menschen begegnet, einfach, direkt, aufrecht. Das häusliche Leben ist in vielen Gegenden noch immer eine öffentlich zugängliche Angelegenheit (man kann in den erstaunlich kleinen Häusern vorn durch ein großes Fenster ohne Gardine in das beleuchtete einzige Zimmer hineinsehen und hinten zum Garten hinaus, und dazwischen liest Vati Zeitung und Mutti strickt).

Wir waren in Amsterdam (sehr empfehlenswert: Bis zum Stadtrand mit dem Auto und dann stundenlang die idyllischen Grachten hoch- und runterradeln), wir waren in Hilversum, wir waren in Utrecht (man könnte in den Städtchen stundenlang nur einfach gucken!), wir waren am IJssel-Meer, haben (wie sich das gehört) Tulpen- und sonstige Zwiebelchen erworben. Und zwischendurch haben wir immer mal in Deutschland angerufen, weil wir eigentlich noch auf der Rückreise in Hannover einen Tag „auf EXPO machen“ wollten. Letzteres klappte nicht, also erfuhr unser Plan eine Änderung, wir machten aus der Holland-Tour einen geschlossenen Kreis, holten unsere beiden Töchter am Nordsee-Hafen ab und rollten zu viert heimwärts.



2001

Kroatien



Sommerurlaub. Planung mit W.'s. Wohin? Süden oder Norden? Die betroffenen Kinder sind gegen Norwegen. Slowenien? War schön, aber war schon. Kroatien? Politisch noch zu unsicher, zu heiß im Sommer, Berge zu beschwerlich? Trotzdem, wir wollen.

Kennt ihr Urlaubsprospekte von Kroatien? Kristallklares Wasser, idyllisch-einsame Felsenbuchten, wild-romantische Karst-Felsen. Und

wenn man dort ist – ist es genau so! Kitschig schön. Traumurlaub in einem Erlebnis zusammengefasst: Im klaren, angenehm temperierten Wasser in die Bucht hinausschwimmen, die von wilden Bergketten umrahmt ist. Der Blick beim Zurückschwimmen allerdings rückte die paradiesische Illusion etwas zurecht: Da lagerten am Strand (der immer aus Steinen besteht) dicht an dicht Tausende von Menschen, die auch in diesem tollen Land Urlaub machten.

Ich habe Kroatien erlebt als ein Land, das (noch) auf der Suche nach seiner Identität ist. Mir sind Länder sympathisch, auf deren Münzen Wiesel, Fische, Gämsen oder Kräutlein abgebildet sind, nicht trutzige Adler oder bedeutungsvolle Herren. Die Sterbedaten junger Männer auf dem Dorffriedhof erinnern daran, dass hier vor wenigen Jahren noch richtiger Krieg war, unsinnig, archaisch, aber die Fotos auf den Grabsteinen sind echt. Man war hier natürlich nie jugoslawisch, schon immer katholisch und entdeckt eigene Wurzeln (als National-Heiligtum wurde im Nachbardorf eine Steinplatte gehegt, auf der in glagolitischer Schrift die Taten irgendeines wieder entdeckten kroatischen Ahnherren verewigt sind).

Nach Kroatien sind wir mit dem Auto gefahren. Nachts durch Österreich und Slowenien. Glut-hitze im Vorbeifahren an Zagreb. Ernüchternde Industrielandschaften, auch beim Erreichen der Küste noch (Rijeka). Dann eine kühne Brücke hinüber zur Insel Krk, eine Stunde Fahrt durch Mauern-Landschaften und Olivenhaine. Und dann waren wir im Ort Krk, und hatten – zu unserer freudigen Überraschung – von zu Hause aus eine Villa in idealer Lage am Ortsrand gemietet. Pinien vor der Veranda, fernes Schafblöken aus Gärten, zweimal auch Besuch von Rehen. Aber vor allem: Zikaden-Gesang, allgegenwärtig, tags und nachts als Geräusch-teppich. Bis zum „Strand“ der Adria waren es 243 Meter zu Fuß (exakt abgescritten). Strand hieß entweder: geordneter Badebetrieb mit Liegemöglichkeit auf Betonflächen und Beschattung durch Schirmchen. Oder (und dafür haben wir uns schnell entschieden): kurzer Fußweg durch den Pinienwald, und dann lag da eine idyllische kleine Bucht hinter der anderen, und in einer dieser blauen Lagunen lagen dann auch wir in der Sonne. Steine überall, die drückten draußen beim Herumliegen, und die erschwerten auch den Gang ins Wasser erheblich. Dafür aber hatten alle Menschen Badeschuhe mit (schwimmt sich etwas blöd damit, ich habe die Plaste-Latschen bei längeren Schwimmtouren mit einem Faden an der Badehose festgebunden und hinter mir her gezogen).

Von den Kindern waren stundenlang nur die strampelnden Beine zu sehen – mit Taucherbrille waren sie eine Etage tiefer auf der Suche nach Seesternen und Seeigeln und anderem exotischen Getier.

Das Grünzeug bot ständig Überraschungen. Da wuchsen Feigenbäume (die Blätter eignen sich wirklich, um die männliche Blöße zu bedecken, das wurde praktisch ausprobiert), da erntete ELLEN an Nachbars Spalier echte Kiwis, jedes zweite Kräutlein am Wegrand erwies sich beim Kosten oder Riechen als Küchenkraut oder Gewürz.

Außer den allgegenwärtigen Zikaden gab's wenig Getier im Revier. Schlangen wurden überhaupt nicht gesichtet, wohl aber Fuchs und Reh, abends auch ein paar Fledermäuse. Mücken gab's in den heißen Nächten wohl zu hören, aber nicht zu spüren. Dafür krabbelten große Heuschrecken bis ins Schlafzimmer. Bei Bergwanderungen begegneten uns grimmig aussehende, fünf Zentimeter große Spinnen. Und hoch droben flogen richtige Adler. Einmal trafen wir tief im Wald Arbeitspferde, auf deren



Rücken Dutzende gesägter Baumstämme

fest verzurrt waren, und so liefen die Tiere eins hinter dem anderen bergan, bis am Lagerplatz ein Arbeiter sie erwartete und die Seile löste, die Stämme herunter polterten und die Pferde allein wieder zurück in den Wald trotteten.

Eine Viertelstunde später auf der gleichen Wanderung lockte uns das Geblöke von Schafen an. Die gesprenkelten Tiere durften normalerweise frei im Gebirge streifen und klettern. Hier aber waren einige Dutzend in einen Pferch getrieben worden, umgeben von einer hohen Mauer, und dort griffen sich zwei ziemlich wilde Gesellen ein Schaf nach dem anderen, fesselten es, wuchteten das Paket auf einen groben Tisch und pellten in Blitz-

schnelle das Wollvlies herunter.

Ganz Kroatien besteht aus Steinen. Steine als Strand, Gebirge als Geröllfeld, Steine auf jedem Acker, und natürlich auch Steine als Zaun. Überall standen kalksteinerne, weiße Mauern, in Jahrhunderten geschichtet, und teilten die Landschaft in Felder und Gärten. Das sah zwar romantisch und manchmal etwas verwahrlost aus, sicherte aber das Privateigentum auf Futtergras und Heu – im Land der Steine ein seltenes und begehrtes Gut. Und wo nicht von Natur aus Steine sind, wird der Rest der kroatischen Welt mit Beton gestaltet, das passt manchmal und manchmal sieht das gräulich aus wie in DDR-Zeiten.

Bei der Quartiersuche waren wir zu unrecht misstrauisch. Für die erste Woche hatten wir von Deutschland aus gebucht. Das weitere sollte sich vor Ort ergeben.

Aber die Insel erwies sich als ideale Kombination von Bade-Adria und Kraxel-Gebirge gleich nebenan (man steigt – vor Ort mit guten Wanderkarten beschenkt – einfach auf gut markierten, aber kaum genutzten Wegen 400 Höhen-Meter vom Meer hinauf und ist mitten im heißen, weißen, geröllbestreuten Gebirge mit hochalpinen Gefühlen).



Und so sind wir auch in der zweiten Woche auf Krk geblieben und nur 20 Kilometer weiter in das Dörfchen Baška umgezogen.



Lernerfahrung: Auch der kleinste Ort hat mehrere Touristenbüros, die jeweils einen Teil der Ferien-Häuser und –Wohnungen unter Vertrag haben; Wunsch sagen, Angebote machen lassen, vor dem Anmieten auf jeden Fall besichtigen (! – Vergewisserung wegen der tatsächlichen Lage und Ausstattung), einziehen. Selbst in der Höchst-Saison gab es immer noch gute Auswahl. Unser Quartier Nummer zwei war ein

Volltreffer, eine Villa nebst Garten mit reifen Pflaumen und Weinbeeren ganz für uns allein. Wir haben gar nicht alle Zimmer nutzen können. Nicht nur bei diesen Quartiervermittlungen es war manchmal schön bürokratisch wie zu Hause. Wir haben uns erstaunlich sicher gefühlt in diesem Land. Irritierend war es manchmal, noch nach Mitternacht fröhlich spielende Kinder zu treffen oder bis in die Morgenstunden hinein laute Musik von den Hotels her zu hören.

Das Essen? Mmmh! Wo viel Wasser ist, gibt es auch hervorragenden Fisch, gegrillt, mit Knoblauch bestreut. Wow!

Gelernt haben wir auch, was ein BORA wirklich ist (außer der von diesem Phänomen abgeleiteten Bezeichnung eines VW-Typs). Eines nachts, nach einem normalen heißen Tag, erhob sich ganz plötzlich zur Mitternacht innerhalb von Minuten ein heftiger Sturmwind, der gleichmäßig blies und nur von wenigen schweren Regentropfen begleitet war. Alles geschah bei sternklarem Himmel.

Ich bin mit Taschenlampe noch zum Strand gepircht, wo hohe Wellen den Beton überspülten und der Wind richtig böse blies (für Schwimmer und Segler draußen auf dem Wasser kann das eine lebensgefährliche Überraschung sein). Das Ganze dauerte vielleicht eine Stunde, bescherte uns aber anschließend zwei wolkige und kühlere Tage.

Dann kam die Abreise mit Hindernissen. W.s starteten vor uns, schafften es auch nach Deutschland, bis ihnen auf der Autobahn bei Zwickau der Motor wegen Ölmangels festlief. Ein neues Auto war fällig!



Wir Krauses gaben noch den Schlüssel im Reisebüro ab und starteten Richtung Heimat. Es blieb beim Wollen, denn schon beim Erklimmen der steilen Grundstücksausfahrt im Rückwärtsgang hüllte uns eine stinkende blaue Wolke ein. Am Auto war die Kupplung hin, richtig und endgültig. Trotzdem versuchen? Wir blieben schon beim ersten Anstieg im Insel-Gebirge stecken. Panne. In Kroatien. Am Sonnabend. Ich rief eine VW-Notrufnummer in Deutschland an. Eine halbe Stunde später Anruf aus Kroatien: Der Abschleppdienst ist unterwegs. Der kam wieder eine halbe Stunde später, knurrte, klärte uns auf, dass Pannen am Sonnabend überhaupt nicht gut sind, die nächste VW-Werkstatt sich 90 Kilometer entfernt befände und in knapp zwei Stunden schlosse. Auto aufgeladen, zu viert ins Fahrerhaus gezwängt, Rase-Fahrt (ohne Gurte) über die ganze Insel, Gebirge und Brücken und quer durch die Großstadt Rijeka nach Opatija auf der Halbinsel Istrien. Fünf Minuten vor Feierabend Einfahrt in den Werkstatthof, bester Service bei der Aufnahme unseres Problems, aber: Gearbeitet wird erst wieder ab Montag, dann werden wir wissen, aber ob wir haben ...? Wir nahmen uns ein Mietauto mit, bezogen ungeplant unser drittes Quartier. Unge-
 wissheit, schweißnass, Getränke beschafft, Badesachen ausgepackt. Am nächsten Tag bega-
 ben wir uns auf eine gemütliche Tour, die uns das Landesinnere von Istrien etwas näher-
 gebracht hat. Nebenbei die Entdeckung, dass man auf den höchsten Berg (1400 Meter) ein-
 fach mit dem Auto hinauffahren kann (schrecklich, für Touristen aber nett). Nach unendlich
 vielen Serpentinaen, ängstlichen Abgründen (tausend Meter freier Blick hinunter ins Tal) und
 Schlingelfahrten zwischen herabgestürzten Felsbrocken kamen wir oben an und trafen –
 neben den ersehnten Adlern im blauen Adria-himmel – zwei Autos mit Familien aus Zwickau
 und Werdau (das sind in Deutschland unsere direkten Nachbarstädte). Montags war das Auto
 wieder fit, eine notwendige zweite Reparatur war mit DDR-mäßiger genialer Improvisation
 auch noch mit erledigt worden, wir ließen eine Menge Geld in der Werkstatt und versuchten
 den zweiten Rückstart. Das Auto hielt durch, die österreichischen Tunnel sind nicht eingestürzt,
 es hat auch nicht gebrannt². In Bayern besuchten wir noch die achthundert Jahre alte Bavaria-
 Buche, die schon lange als Bild unser Wohnzimmer ziert – danach gab es zur Feier klebrige
 Torte und Radler dazu. Wir kamen gut nach Hause, allerdings war am kranken Auto gleich
 danach noch ein neuer Auspuff nebst Katalysator fällig. Aber schön war es doch!



² Im Oktober 2001 kam es im Schweizer Gotthardtunnel zu einer Brandkatastrophe.

2002

Kanada



Als Geschenk zu ihrem Geburtstag bekam ELLEN etwas, womit Sie nun wirklich nicht gerechnet hatte. Nämlich eine Reise nach Kanada, zu unserem Sohn CONRAD nach Edmonton (Prärie und Rocky Mountains inklusive) ... Und damit sie da nicht von den Bären gefressen wird oder das Heimkommen vergisst, ward ich als Flug-Begleiter aus-ersehen. CONRAD schickte genaue Anweisungen, wie man auf welchem Flughafen mit welchen Papieren in der Hand das nächste Flugzeug findet und mit welchen Antworten an den „officer“ man eine Chance hat, nach Kanada einreisen zu dürfen.

In den nächsten Wochen wurden Reiseführer gelesen, Sachkundige befragt. Nichte C. lieferte Karten und Empfehlungen nebst „Bear-Bells“, kleinen Glöckchen zum Vertreiben von Bären, Die Erinnerung brachte Schulwissen zutage: Kanada ist das zweitgrößte Land der Welt. Der Bundesstaat Alberta, in den wir reisen sollten: Drei Mal so groß wie Deutschland (es war immer heilsam, nach einem Blick in irgendeine Landkarte auch noch den Maßstab zur Kenntnis zu nehmen, da wurde aus „gleich daneben“ schnell ein Trip, der zu Hause bis an die Ostsee geführt hätte). Außerdem wurde entdeckt: Die großen Prärien, Hintergrund vieler Indianergeschichten, auch das ist Kanada. Wir flogen im großen Bogen (drei Spielfilme lang) vorbei an Grönlands schwarz-gezackten Felsen, dann den Lorenz-Strom hinunter zunächst nach Toronto, und von dort noch einmal vier Stunden lang nach Westen über ein Waldland mit seltenen nächtlichen Lichtpünktchen. Mitternachts in Edmonton Empfang durch CONRAD mit geliehenem Auto, nächtliche Erstbegegnung mit der reichlich illuminierten Kulisse von E.-Downtown, endlose Vorstadt-Viertel (wirklich alles genau gevierteilt!), und dann Quartier in CONRADs Wohnung, die er selbst erst wenige Tage zuvor gemietet hatte (wir im Schlafzimmer, er auf dem Sofa im Wohn-Koch-Fernseh-Fahrradabstell-Kabinett).



In den nächsten Tagen waren wir einfach neugierig unterwegs. Die Menschen: Höchst normal. Keine Hektik, kaum aufdringliche Werbung in der Stadt, keine Graffiti, kein demonstrativer Krach (Autoradio hat man zwar, aber *im* Auto). Unaufgeregtes Autofahren: Das liegt vielleicht an der Automatik-Schaltung, mit der Blitz-Starts schwer zu machen sind, wir haben nur ein Mal in drei Wochen Reifen

quietschen hören, und nervig gehupt wurde praktisch nie. Zu Fußgängern sind kanadische Autofahrer sehr nett: Wenn einer nur den Blick zur Fahrbahn wendet, stoppt vorsichtshalber der Verkehr. Ampeln sind übrigens *hinter* der Kreuzung, und an vielen Kreuzungen stehen gleich vier Stoppzeichen (??? – ganz einfach, wer zuerst da war, darf auch zuerst wieder losfahren, aber vorher halten alle schön an).



Die Straßen: Schnurgerade mit dem Lineal konstruiert, in ihrer Nummerierung leicht verwirrend, aber wenn man's dann verstanden hat mit den Streets und Avenues, sehr übersichtlich (10136 118.St. ??? – auf der 118. Straße bis zur 101. oder 102 Avenue, dazwischen die Haus-

nummer 36 suchen; oder die 101. Avenue hoch und an der 118. Straße rechts). Die Stadt: Sehr weit-läufig (wenn man im Wortsinne *läuft*), ganz nebenbei hat Edmonton so rund eine Million Einwohner. Kontraste: Das Zentrum mit klotzigen Glas- und Betonpalästen, dann unmittelbarer Übergang zu ländlicher Idylle in grün geprägten Wohnvierteln mit kleinen Einfamilienhäusern und Baustilen aus aller Herren Länder. Die Häuser waren fast durchweg aus Holz errichtet, mehr zerbrechliche und brennbare und energiefressende Bretterbuden als richtige (solide, gemauerte, für Jahrhunderte konzipierte) Häuser nach meiner Vorstellung. Auch ganz neue, vierstöckige Gebäude entstanden aus Balken und Pressspanplatten, wurden mit Folien betackert und mit Plasteschindeln verkleidet. Und dann werden sie im Sommer mit der Klimaanlage gekühlt und im strengen kanadischen Winter entsprechend geheizt. Wasser ist kostenlos (steckt in der Miete mit drin, demzufolge liefern auch wegen und trotz der Dauerhitze überall vor den Häusern die Rasensprenger), die Münz-Waschmaschinen werden meist auf „lauwarm“ mit einem reichlichen „Schwapp“ Waschpulver betrieben, verbrauchen dabei Unmengen Spülwasser, und getrocknet wird immer im elektrischen Wäschetrockner.

Vergangenheit: Beeindruckend der Gang über alte Friedhöfe, unterschiedlichste Steinmale trugen Namen von Chinesen und Bulgaren und Russen und Deutschen, zum Teil noch aus dem 19. Jahrhundert, Soldaten und Veteranen und deren Frauen lagen gesondert (bei jedem Krieg irgendwo auf der Welt, in den Old England verwickelt war, sind auch Kanadier gestorben).

Das Wetter war, wie es eben in Kanadas Westen sein soll, Landklima im Regenschatten der Rocky Mountains, trocken und heiß, und beides sehr. In Kanada wurden in diesem Juli gerade die höchsten Temperaturen aller Zeiten gemessen (wir verfolgten das allabendlich auf einem der 180 Fernsehkanäle), auf Albertas Feldern verdorrte die Ernte, und alle Menschen auf der Straße trugen ständig Wasserflaschen in der Hand. Kontrast: In den Kaufhallen und Gaststätten bestand jederzeit die Gefahr, im Luftstrom gigantischer Klimaanlagen zu erfrieren.

Wir wanderten und schwitzten uns gleich am zweiten Tag durch den typischen Aspenwald (etwas trist, wirkt etwa so wie eine bepoppelte Braunkohlen-Kippe bei Leipzig) am North Saskatchewan River entlang, unterwegs immer wieder Umwege, weil jede einigermaßen geeignete Wiese am Fluss ein Golfplatz ist. Nach 10 Kilometern (phhhh!) waren wir im Alten Fort von Edmonton. Zuerst bestiegen wir einen echten Wildwest-Zug, der mit uns ans andere Ende des Freiluftmuseums schnaufte. Das wieder errichtete Fort war schon beeindruckend: Alles Leben fand hier auf engstem Raum statt, und die mehr als vier Meter hohen Palisaden

dienten nicht nur der Abwehr von Indianern, sondern im Winter einfach dem Überleben (gegen den eisigen Schneewind, der monatelang über die Prärien fauchte). Man hätte sich (wenn wir uns das sprachlich gewagt hätten) unterhalten können mit stickenden Indianerfrauen, im Weiteren auf Straßen, die den Jahren 1870 und 1920 nachgebaut waren, mit original verkleideten und handwerklich-hauswirtschaftlich tätigen Menschen. – Eine lebensrettende Eis-Cola gab's auch in dieser Idylle.



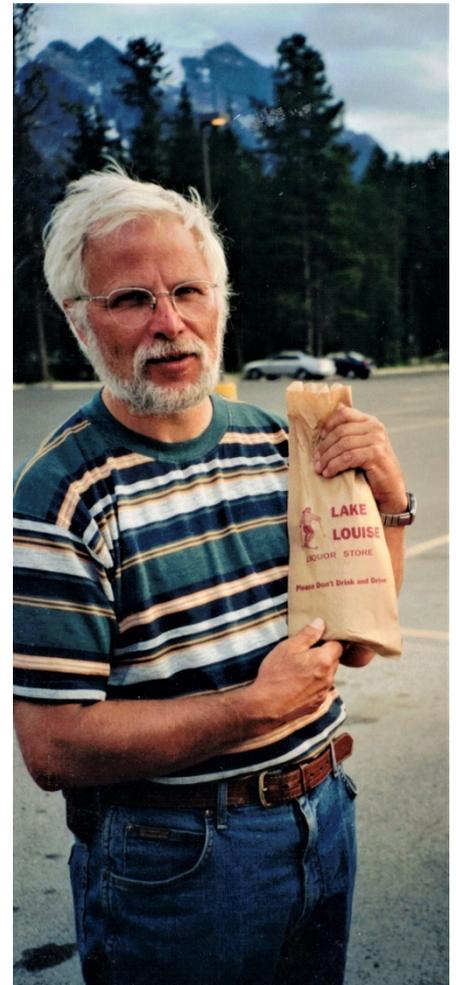
Indianer. Da waren wir ein wenig enttäuscht. Im Provinzialmuseum von Alberta erfuhren wir nicht nur etwas über das Land (Natur und Tiere und Pflanzen), sondern auch über seine Leute. Die Ureinwohner, die „first nations“, wurden einem dort sehr farbenfroh und eindrücklich nahegebracht. Merkwürdig für mich, dass die typische „indianische“ Kunst, vor allem die beeindruckenden Stickereien, durchweg mit Materialien ausgeführt war, die von den Weißen stammten – die Festtagsgewänder und Kinder-



mokassins waren mit eben den Glasperlen bestickt, mit denen die Hudson-Bay-Company den Indianern ihr Land und ihre Güter abgetauscht hatte. Nun sind ja die Kanadier mit „ihren“ Indianern wesentlich freundlicher umgegangen als die US-Amerikaner. Aber trotzdem werden sie jetzt fast verschämt versteckt. Sie haben ihre Reservate, sie können dort wohnen, regeln ihr Leben weithin selbst, bekommen so eine Art Gehalt

zum (Über-)Leben. Aber ihr Lebensraum, der sie 11000 Jahre lang unter großen Entbehrungen getragen hat (die Prärien, die Bisons) – den gibt es nicht mehr, die alte Lebensart ist weggebrochen, eigentlich werden sie einfach nicht (mehr) gebraucht. Die Reservate sind über staubige Schotterpisten zu erreichen, aber an dem Schild, wo des modernen Kanadas asphaltierter Highway endet, steht: Betreten verboten. Rostige Altautos kamen herausgefahren, Menschen mit dunkel getönten Gesichtern unter schwarzen Haaren winkten uns oder haben sogar besorgt gefragt, ob sie uns helfen können. Es gab selten Indianer auch als (Hilfs-)Arbeiter auf Baustellen. Die typischste Begegnung: Wir mit Fotoapparat auf dem Bauch deutlich als Touristen gekennzeichnet, uns entgegen zwei schwarzbezopfte kräftige junge Männer, Penner-Outfit mit Plastetüten, ob wir sie mal fotografieren wollten und ob wir etwas Kleingeld hätten ...

CONRAD verschaffte uns zwei Fahrräder, und so wurden wir beweglicher. Radeln in Kanada. Das hieß erst einmal: Radeln auf der Autobahn. Innerstädtisch geht ein ordentlicher Highway eben mit sechs oder acht Spuren los. Radfahren ist nicht vorgesehen, aber erlaubt (?), und dann übt man eben, wie man sich zwischen den Autokolonnen in der Mittelspur hält oder auch mal als Linksabbieger durchfitzt. Und erst einmal 15 Kilometer geradeaus, um nur den Stadtrand zu erreichen, vorbei an ewig gleichen Gewerbegebieten und Vorstädtchen. Je weiter man aus der Stadt herauskommt, umso schmaler wird die Straße, und es geht immer linealgerade durch das schwach gewellte Land. Schnarrende Heuschrecken schrecken (!) im Tiefflug den ahnungslosen Touristen. Auf dem Acker stehen irgendwelche Erdhörnchen und pfeifen. Weiter draußen im Land trafen wir auf Farmhöfe. Ärmliche Gebäude (am größten eine Art Scheune und Geräteschuppen, daneben ein Stall und am kleinsten das Wohngebäude, alles natürlich aus Holz), die riesigen Felder schütter bewachsen mit blühendem Raps (Juli!) und Getreide, Maschinen zur Feldbestellung standen zu Hunderten bei besonderen Firmen, die sie wohl bei Bedarf ausleihen. Und



fast jede Farm hatte ihre eigene Erdöl-Förderpumpe. Irgendwo am Straßenrand auch ein MOTEL, auch hier alles so, wie man das längst aus amerikanischen Filmen kennt, triste staubige Zufahrt, hinter der offenen Tür im Halbdunkel ein Empfangstresen, noch weiter hinten zu ahnen: der Wohnbereich des Betreibers, hinter der Herberge gesteigerte Trostlosigkeit: Staubplatz, Schrottautos, (bewohnte) Wohnwagen. Ein Stück weiter eine Neubausiedlung, reich, protzig, von einem dichten Palisadenzaun umgeben. Irgendwann bei fast vierzig Grad Zurückfinden in die Stadt; bloß gut, dass das Straßennetz so mit System angelegt ist. Am nächsten Tag (mit etwas schmerzenden Körperteilen) erneute Radtour. In der inneren Stadt gab's sogar ein ausgebautes Netz von Radwegen, das gefahrfreie Bewegung unter den Autostraßen hindurch und über sie hinweg ermöglichte. Eine grundsätzliche Schwierigkeit tauchte auf: Wie sollte man sich ernähren, wenn nirgends ein Kiosk oder eine Kneipe in Sicht kamen? Der Ausweg war einfach: Die nächste breitere Straße suchen, dort findet sich bald eine Tankstelle, die rund um die Uhr geöffnet hat, und da gibt es was zum Mittagessen: Zum Beispiel Kirschlimonade mit Pringles-Chips. Oder du entdeckst eine recht teure Pizza, erfährst dann beim Kauf, dass es eine zweite genau gleiche Pizza gratis dazu gibt, und dann sitzt du am Rand des Highways Pizza-essend im Straßenstaub, weil der Verkauf von Speisen an Radfahrer, die sich gern mal setzen würden, nicht vorgesehen ist.

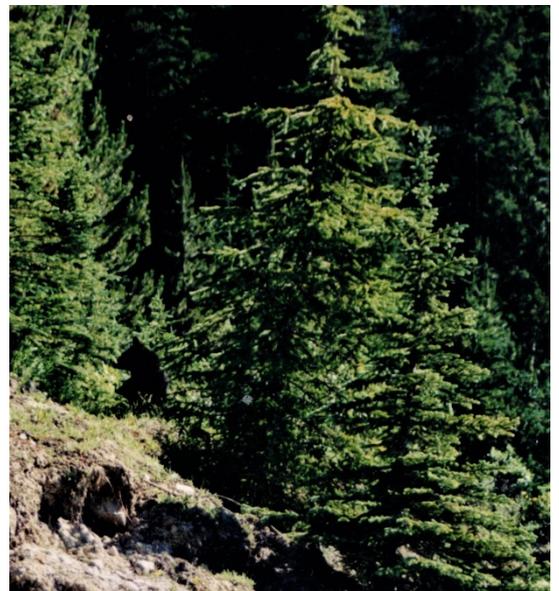


Aber Amerika geht wohl nicht richtig ohne Auto dabei. Erstmal Unruhe: Wo und wie kriegt man ein Auto, was kann man alles falsch machen oder vergessen...? CONRAD hatte im Internet Vorerkundigungen eingeholt, wir wanderten ins Stadtzentrum, fanden das Büro zwischen all den Streets und Avenues, legten Pass und Kreditkarte auf den Tresen, unterschrieben einen knappen Vertrag, erhielten den Schlüssel und fuhren hinunter in die Tiefgarage. Da stand ein kleines freundliches rotes Auto (Chevrolet Cavalier). Mmmh?

Ich hatte noch nie eine Automatikschaltung gesehen. Aber nach einer Proberunde auf dem Parkdeck ging das schon erstaunlich gut, und dann wagten wir's: Zwei Stockwerke spiralgig nach oben, Ausfahrt auf die Haupt-Avenue, rein ins Getümmel, gleich mal Links-

Abbiegen und ab nach Hause! Das Auto hatte einigen Schnickschnack zu bieten (man konnte es zum Beispiel aus der Ferne per Knopfdruck hupen lassen (sicher sinnvoll, wenn man auf einem Riesenspielplatz vergessen hat, wo das Auto eigentlich steht; ELLEN hat das später mal auf einem idyllischen Waldweg im Nationalpark probiert); und die Klimaanlage war nicht nur ein nettes Spielzeug, sondern in den nächsten Tagen für uns richtig lebensrettend.

Die erste Ausfahrt führte uns zum einzigen eingezäunten Nationalpark Kanadas. „Elk Island“ (wobei Elks verwirrenderweise nicht Elche, sondern Hirsche sind). Eingezäunt, weil dort auf vierzig Quadratkilometern einige tausend Bisons, Wapiti-Hirsche, Elche und auch Biber leben – die letzten freilebenden, und „frei“,



das geht jetzt eben nur noch hinter Zäunen. Drinnen war dann kein Zaun mehr, der Besucher und Zootiere trennte. Aber neben gesteigerter Vorsicht (knackende Zweige klingen da ganz anders!) zunächst Enttäuschung bei der Wanderung durch eine schöne Seenlandschaft: Da war nichts. Und als wir schon fast wie zu Hause durch die Gegend schwatzten, war doch etwas. Auf dem Weg vor uns ein schwarzer Berg, der sich bewegt. Ich mache ein Foto, ELLEN ist schon in sicherer Distanz an der nächsten Wegbiegung. Der Berg dreht sich, ein Bison, von der Seite deutlich zu sehen: Ein Bulle! Der bewegt seinen massigen Schädel ganz langsam in unsere Richtung – und obwohl er ganz genüsslich kaut, bin ich nun auch im Rückwärtsgang! Er dreht gelangweilt ab und trottet weiter zum See. Ein paar hundert Meter weiter will ich schöne Blümchen fotografieren und trete in ein Wespennest. Dort haue ich auch meinen ersten Mosquito tot (diese berüchtigten Indianermücken habe ich durchweg als dumm und träge erlebt, und sie waren leicht zu erlegen). Und auf dem Rückweg muht es, als wir schon vorbei sind, hinter uns im Gebüsch: Eine Elchkuh nebst Kind, niedlich, aber so ohne Zaun dazwischen bei zehn Meter Abstand eine weitere zittrige Begegnung. Angesichts der aus Holzknüppeln und -stämmen aufgetürmten Biber-Burgen überall in den Tümpeln und Seen bekamen all die gelesenen Indianer-Geschichten ein konkretes Gesicht.

Am nächsten Tag haben wir Tanken geübt (Kreditkarte direkt in die Tanksäule stecken, die spuckt dann auch die Quittung aus), und ab gings Richtung Rocky Mountains. 360 Kilometer nach Westen, schnurgerade Straßen, stark hügelige Landschaft, mal Wald und mal große Blumenwiesen, ein Coyote wandert uns am Straßenrand entgegen, ein Adler brütet auf dem Telegrafmast, Vorgebirge, dann 50 Kilometer weit ein breites Tal hinauf, Bighorn-Schafe stehen auf der Straße. Schlagbaum. Eintritt bezahlen für eine Woche Nationalpark. Wir mieten uns am ersten Abend in der Nähe von Jaspers auf einem Zeltplatz ein. 15 friedlich grasende Wapitis (die sind so groß wie Pferde) ziehen über die Wiese. Überall Warnschilder, wie man mit Bären umgeht, für die es hier ja auch keine Käfige gibt ... Die erste Nacht ist – auch wegen Regen und Sturm und Platznot im Zelt – etwas unruhig.



Wir sind jetzt für eine Woche rechts und links des „Icefields Parkway“ unterwegs, der längs durch die Kanadischen Rockies durch die Nationalparks von Banff und Jasper führt. Irgendwo gelesen: Erst am Ende des 19. Jahrhunderts haben erstmals „offiziell“ (weiße) kanadische Entdecker von Bergen aus diese herrliche Landschaft bestaunt. Es gab bald zwei Eisenbahntassen, die in Ost-West-Richtung die Berge querten und die Verbindung von der Küste zum Landesinneren ermöglichten. Nord-Süd-Verbindungen, zumal im Gebirge, waren eigentlich nicht nötig. Aber Kanada holte europäischen Sachverstand in Gestalt österreichischer Bergführer ins Land, um Pläne für die Erschließung der Berge zu machen. In der Zeit der Weltwirtschaftskrise in den 20er Jahren wurden dann einige Hundert Arbeitslose angeheuert, und sie zogen mit Hacken und Schaufeln los und legten in wenigen Jahren eine erste 250 Kilometer lange Trasse durch den gebirgigen Urwald. Heute führt in dem breiten Tal eine Autostraße entlang, die es ausschließlich wegen des Tourismus gibt, rechts und links sind – wegen der Fernsicht – die Bäume etwas gestutzt, und da rollt man von einer Postkarten-Ansicht zur anderen. An jedem besonderen Aussichtspunkt ist ein Parkplatz, alle erschlossenen Wanderwege rechts und links sind gut zu finden und markiert – und wirklich ist jeder Hinweis auf eine Sehenswürdigkeit auch einen Halt wert. Ich zähle nur ein wenig auf: 50 Meter tiefe Canyons, ein malerischer See (wunderschön, obwohl er Maligne Lake, der böse See, hieß), tosende Wasserfälle (wo wirklich ein ganzer Gebirgsfluss 30 Meter tief fällt), Gletscherfelder, deren Schmelzwässer alle großen Flüsse im Westen Kanadas speisen, und noch ein See (andere irre Farben), und wieder ein Wasserfall, und noch eine Fernsicht ...

Genächtigt haben wir von da an in Jugendherbergen. Wir sind immer spontan untergekommen, wir hätten die Unterkunft sogar schon von zu Hause aus per Telefon und mit Kreditkartennummer absichern können. Jugendherberge hieß manchmal: Einfache Wanderhütte aus Holz, Schlafhaus geteilt mit 10 anderen Leuten im Doppelstockbett, Plumpsklos und Speiseräume rundum o.k., Waschen etwas schwieriger (z.B. Holzverschlag im Aufenthaltsraum, Wasserholen in der Kanne vom Brunnen, Waschschüssel, Abwasser in den gemeinsamen Küchenausguss; oder: Raus in den Fluss, der mit vier Grad direkt vom Gletscher kam, was die maximale Waschdauer auf 43 Sekunden begrenzt). In den Touristenorten (wir waren in Lake Louise) gab es auch Nobel-Jugendherbergen mit gepolsterten Holzgetäfelten Aufenthaltsräumen und Zweibettzimmern mit Nasszelle.

Gegessen haben wir nach Angebot und Landesart (so was wie McDonalds gab's immer). Und beim Trinken war mir irgendwann mal nach etwas Drehigem zu Mute. Schon eine Büchse Bier zu kaufen, geriet aber zum Spießrutenlauf: Besonderer Laden, Ausweis zeigen, alle Alkoholika werden verschämt in Papiertüten verpackt (was jeden, der so eine Tüte trägt, als Trinker brandmarkt), und Trinken darf man natürlich nur zu Hause, nie in der Öffentlichkeit.

Und wir immer mitten drin in der Natur! Murmeltiere piffen uns eins auf der Hochebene. Bären liefen wirklich so einfach herum: Wir haben drei Schwarzbären getroffen, aber nie allein im dichten Wald, sondern stets am vermeintlich sichereren Straßenrand, wo sie grunzend im Unterholz herumstöberten. Es gibt wenig Vögel im Wald, auch kaum Schmetterlinge auf den Wiesen. Aber dafür Blumen über Blumen. Da blühten gleich drei Arten von Heidekraut weiß und gelb und rot durcheinander. Der Bundesstaat Alberta hat sich zum „Wild Rose Country“ erklärt (so jedenfalls steht das auf allen Autoschildern), „Land der Wildrose“ klingt ganz schön – aber solche Rosen gab es kaum: Die für uns prägende Blume war „Indian Paint Brush“, wunderschöne weiß-gelb-rote Bürsten (aber „Land der Malerbürste“ lässt sich wohl nicht so werbewirksam vermarkten).

Es gab auch Menschen, die viel mehr Zeit als wir hatten und auch viel mehr Mut. Die wanderten als „Backpacker“ (die alles, was sie brauchen, auf dem Rücken tragen) ins Hinterland. Da ist dann richtig Wildnis. Aber wer so etwas tut, der muss sich richtig ordentlich mit Namen und Ziel und Dauer bei den „Rangern“ abmelden, und wenn er nicht termingerecht wieder auftaucht, wird eine Suchaktion nach den Resten gestartet.

Die Nobel-Kurorte wie Banff waren weniger unser Ding (da laufen die Wapitihirsche mit Halsband und Kuhmarken durch die Stadt!). Wir sind da lieber zum Abschluss noch mal richtig in den Urwald rein. Und dort kamen auch ELLENS „Bären-Glöckchen“ richtig zum Einsatz, es klingelte so effektiv, dass wir nichts Wildes sahen, außer einem Huhn, das seelenruhig seine Küken spazieren führte und sich sogar von ELLEN streicheln ließ.

Dann Rückfahrt nach Edmonton. Erster Schreck: Auf dem schönen Parkway zu schnell gefahren, plötzlich leuchtete vor mir ein großes Schild auf mit der Inschrift „Hier war 70 erlaubt, sie fahren gerade 84!“. Freundliche Erinnerung einfach. Zweiter Schreck: Zuerst staunten wir beide, wie die Landschaft auf dem Rückweg doch so völlig neu und anders aussah als hinzu. Wir begegneten einer Eisenbahn mit vier Loks und fast 200 Waggons. Dann ging es an einem schönen Fluss ein tiefes Tal hinunter. Reklameschilder für Columbia-Kirschen. Ein misstrauischer Blick auf die Karte: Das war der Columbia-River, und wir waren unterwegs nach Vancouver. Verfahren! Wende und zurück. Besuch auf einer Bison-Farm (die werden als Haustiere zum Verkaufen und Essen gehalten, genauso wie Strauße und Kamele und Zebras und Lamas und Elche und Hirsche). Weite der Landschaft erspürt. Beobachtungen gemacht: Nirgendwo hängt Wäsche draußen. Es liegt kein Müll am Straßenrand.

In Edmonton kriegten wir unser Auto in drei Minuten los. Allerdings war meine Sonnenbrille drin geblieben, aber das war kein Problem, eine halbe Stunde nach der Meldung des Verlustes kam die Brille (und ein ebenfalls im Auto entdeckter Film) per Kurier vom Flughafen. Wir



besuchten noch das größte überdachte Einkaufszentrum der Welt, die West Edmonton Mall (mit Rummelplatz und Riesenrad und Delphinarium und Hotels und U-Boot-Fahrt-Teich), wir waren auf den „Klondike Days“: Riesen-Rummelplatz mit einer Straße Losbuden und einer Straße Schießbuden und einer Straße Karussells und Riesenrädern und sehr gefährlichen Geräten und mit vielerlei Fressbüdchen, sehr heiß war es da und sehr laut und anstrengend – und wovon wir

geträumt hatten, von Lasso-schwingenden Cowboys und Tomahawk-werfenden Indianern, davon war nichts zu sehen, irgendwo gab's Rodeo für viel Eintrittsgeld, aber das konnten wir auch abends zu Hause im Fernsehen betrachten. ...

Wir flogen und flogen und flogen. Die Nacht war (gegen die Sonne) sehr kurz. Auf dem Flughafen in Berlin wurden wir etwas überraschend von unseren beiden Töchtern begrüßt. Sie waren zum Parallelurlaub auf Borkum gewesen, und nun reisten sie mit uns gemeinsam gen Schönberg. Und dort hatten ELLEN wie ich fast drei Wochen zu tun, um unseren Wach-Schlaf-Rhythmus wieder zu finden.



2003

Irland



Der „große“ Urlaub führte uns (3 x Krause + 3 x W.s) in diesem Sommer nach Irland. Ein alter Traum – schon vor Jahren erwogen und aus Kostengründen wieder verdrängt – erfüllte sich. Schon einige Monate vorher war alles Technische aus der Ferne geregelt: Flug von Berlin nach Shannon, zwei Mietautos, zwei Ferienhäuser – eins im Norden und eins im Süden an der Westküste der grünen Insel. Die Vorbereitung bestand zum einen im Kauf von regenabweisender Kleidung, dem Studium von Karten und der Befragung von erfahrenen Irlandreisenden, zum anderen darin, dass das „Irische Tagebuch“ von Heinrich Böll noch einmal (und dann noch einmal) gelesen wurde. Es hatte sich nämlich (wirklich zufällig) so ergeben, dass unser erstes Quartier etwa 20 Kilometer von dem Ort entfernt lag, den Heinrich Böll in den 50er Jahren immer wieder besucht und in seinem „Irischen Tagebuch“ liebevoll beschrieben hatte.

Aber der Reihe nach. Irland war – wie angekündigt – sehr grün und sehr nass, aufmunternd die roten und gelben Farbtupfer. Kilometerlang zogen sich an den engen Landstraßen Fuchsienhecken hin (mit knallroten Blüten in Form bizarrer chinesischer Lampions), unterbrochen manchmal von goldgrün blühendem Stech-Ginster. Dazwischen lagen grüne Wiesen in allen denkbaren Schattierungen dieser Farbe, bevölkert mit Schafen, Kühen und Eseln (die auch die Golfplätze benagten). Das Betreten der schönen grünen Landschaft außerhalb fester Straßen wurde zur Wat(t)-Wanderung. Die Wiesen waren immer und überall (bis auf die höchsten Berge hinauf) quietschnass. Westirland ist eine einzige Moorlandschaft. Die Luft strömt von Westen her 4000 Kilometer weit über den Atlantik, saugt sich mit Wasserdampf voll – und das alles tropft dann aus dicken Wolken auf Irlands Küste herunter.



So endete schon unser erster Ausflug mit nassen Socken. Wir hatten das „deserted village“ besucht (das verlassene Dorf, das Heinrich Böll beschreibt). Uns begegnete in Stück irischer Geschichte. Als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die große Hungersnot Irland heimsuchte (Kartoffelpest), starben innerhalb weniger Jahre eine Million Menschen, eine weitere Million verließen das arme Land und wanderten nach Amerika aus. Damals hatte Irland 9 Millionen Einwohner gehabt, heute sind es nur halb so viele (trotz einer hohen

Geburtenrate; aber auch heute noch flieht jeder zweite ins Ausland). Da gespensterte am Berg hang das „Skelett“ eines ganzen Dorfes, das damals von seinen Bewohnern aufgegeben worden war – noch gut zu erkennen die Straße, rechts und links etwa 50 Ruinen von Häusern, auch die einer Kirche. Da standen (nach 150 Jahren noch gut erhalten, weil in Irland niemand alte Häuser plündert) die Außenmauern, die Wände fast meterdick, gesetzt aus Naturstein. Ich habe gemessen: Die Wand 1,70 Meter hoch, das ganze „Haus“ hatte (bei ärmeren Besitzern) Außenmaße von 5x3 Metern, in einigen Fällen (bei reicheren Bewohnern) waren es 6x3,5 Meter. Zum Vergleich: Ein einzelnes Zimmer in meiner Mittelstands-Wohnung in Deutschland ist schon 20 bis 25 Quadratmeter groß – und hat damit die gleiche Fläche wie ein ganzes dieser irischen Häuser, in dem dann aber noch an eine größere Familie mit sechs oder mehr Kindern zu denken ist. Das ganze „Leben“ fand in diesem einen Raum statt, dunkel (ein fehlender Stein als Fenster), feucht (das Haus steht auf einer irischen Wiese und hat keinen Keller), kalt (irgendwo in der Ecke mag ein offenes Torffeuer geglimmt haben), und als „Schränke“ waren Nischen im Mauerwerk ausgespart. Nicht weit vom verlassenen Dorf stießen wir auf „Captain Boycotts Haus“. Da hatte ein ehrgeiziger englischer Gutsverwalter vor hundert Jahren einen landwirtschaftlichen Betrieb errichtet, und er hatte die einheimischen irischen Tagelöhner so ausgepresst, dass sie die Arbeit verweigerten: Der „Boycott“ war erfunden. Westirland ist auch heute noch bettelarm. Die schöne Landschaft zieht zwar Touristen an, aber Torf ist der einzige Bodenschatz, das Vieh (Rinder) auf den Weiden findet nicht genug Futter und muss konsequenterweise zum Mästen in den Osten der Insel gebracht werden, in den Gärten wachsen Blumen (ich habe ein einziges Beet mit Kartoffeln gesehen!), und Felder gibt es eigentlich nicht (auch nur einmal gesehen habe ich Getreide). Da bleibt viel Not und viel Zeit, Steine zusammenzutragen und zu den allgegenwärtigen Mauern aufzuschichten.

Die nassen Wiesen haben auch ihr Gutes. Da wächst ständig Brennmaterial nach. Manchmal nur zehn Zentimeter, manchmal aber auch weit mehr als einen Meter dick liegt überall unter dem Gras Torf, ein braunes Material, Wurzelgeflecht, das nun langsam zu Braunkohle verrottet. Jeder Ire hat seinen Torf-Claim, geht im Sommer mit einem Spezial-Spaten dorthin, sticht halbmeterlange Quader aus dem Morast und stellt sie in kleinen Häufchen zum Trocknen auf. Später kommt ein netter Nachbar und fährt das Ganze ins Dorf, wo die Torfsteine sich hinter jedem Haus stapeln. Und dann schwelt der Brennstoff im Kamin (und das riecht ein wenig heimlich für Ostdeutsche – nämlich wie früher in Böhlen und Espenhain im Mitteldeutschen Braunkohlerevier).

Die Fortbewegung mit dem Auto war gewöhnungsbedürftig. Zum einen waren viele Straßen nur ein Auto breit. Aber das reicht, da Irland dünn besiedelt ist und man, wenn überhaupt, zu 90 Prozent Autos mit Touristen trifft (kenntlich an besonderen Aufklebern). Und Touristen fahren vorsichtig, weil die meisten ein Umstellungsproblem bewältigen müssen: Linksverkehr.



Alles im Auto ist falsch herum. Man steigt wie gewohnt rechts ein – und sitzt auf dem Beifahrersitz, man will nach der Schaltung greifen – und hat die Fensterkurbel in der Hand... Der Beifahrer leidet mit, auch für ihn ist alles verkehrt herum, er fühlt sich besonders vom linken Straßenrand her bedroht, weil ihm dort Mauern und Hecken bedenklich nahe kommen. Aber wenn man sich lange genug tapfer sagt, dass Millionen von Briten und Iren seit Jahrzehnten so was „mit links“ hinkriegen, dann geht es irgendwann ganz gut. Nur manchmal spielen die Reflexe nicht mit: Einmal kam uns an einer engen Stelle ein Auto entgegen, ich wollte freundlich Platz machen und fuhr reflexhaft an den Straßen-Rand – zur Überraschung der Iren aber nach rechts ...



Wir wanderten und stiegen auch auf Berge. Solche Übungen sind nur begrenzt zu empfehlen. Wo nicht ausdrücklich zum Wandern auf festen, mit Stein belegten Wegen aufgefordert wird, steht man beim tapferen Marsch über eine schöne Wiese sehr schnell und unausweichlich knöcheltief im Wasser (auch in Tausend Meter Höhe ist Irland so). Das Trocknen der Schuhe wurde zum Dauerproblem, aber der Blick über das weite Land hat uns standhafte Wanderer immer wieder belohnt (wenn nicht die Regenwolken vom Atlantik her unseren Wanderweg eintrübten und benieselten). Wetter war also immer in Irland, „schaurig“ im Wortsinne. Und immer waren da auch Schafe. Mit großen Farbfecken auf dem Rücken von ihren Besitzern markiert, hüpfen sie als helle Flecken über die Wiesen, krochen steilste Hänge hinauf, grasten hinter dem nächsten Stein oder flohen vor den seltenen Wandersleuten. Sie waren immer in Bewegung (anders als meine Schafe zu Hause, die stehen bei Regen ganz still und halten die Ohren gesenkt – aber bei solchem Regen-Verhalten käme ein irisches Schaf zu nichts). So bestiegen wir auch den heiligen Berg der Iren, den Croagh Patrick. Benannt ist er nach dem Nationalheiligen, Bischof Patrick, der Irland christianisiert hat. Das war ein richtiger Berg, 700 Meter Höhenunterschied aus dem Stand, steil hoch, immer auf spitzem Schotter. Unterwegs begegneten wir Pilgern: Alte Männer rutschten auf dem Hosenboden den steilen Schot-

terhang hinunter, Damen kraxelten in Sandalen, Kinder wurden im Tragetuch befördert, ein Esel trug Verpflegung bergan

Wir waren auch baden. Einmal nur, denn: Es war ein wunderschöner Strand, sogar bewacht, weitgehend menschenleer, das Wasser sauber, wir also rein, Tobespaß. Und dann sagte ELLEN: Aua!!! Rannte raus, hielt sich den Fuß: Da hat mich was (oder wer) gestochen! Es tat richtig weh, sodass wir sie zur Strandwächter-Station geleiteten. AHA, sagte der Rettungsmann nach unseren Erklärungsversuchen (halb Englisch und halb Gebärdensprache). Dann nahm er ein Buch, das er offenbar oft nehmen musste, zeigte ein Bild von einem fröhlichen



Fisch und sagte: „Wheeler“!!! Ein Fisch, der im Sand wohnt und Touristen sticht, wenn sie auf ihn treten. Giftig, aber Rettung war möglich. Veralgtes Wasser aus einem nahen Graben wurde in Blechkannen herbeigeschafft, mit einem Gaskocher erhitzt, und ELLENS Fuß eine halbe Stunde lang in einer Plasteschüssel gekocht. Es half.

Irland – dazu gehörten natürlich auch PUB und GUINNESS. Die Pubs waren immer voller laut schwatzender Menschen, darunter auch viele echte Eingeborene (was bei einem Preis von drei Euro für einen halben Liter Bier doch erstaunte; aber tagsüber im Supermarkt kostete das gleiche Bier auch 2,50). Es gab laute irische Musik (ein bisschen dem Klischee genügend, aber auch überzeugend echt und professionell – diese Erz-Musikanten hätten auch ohne Publikum gespielt, einfach weil's ihnen Spaß machte). Das Publikum wurde intensiv einbezogen, es gab ein Wunschkonzert für ältere beschwipste Damen, ein „Mädchen aus Cork“ tanzte spontan. Und in den Schaum auf jedem Bierglas war liebevoll und kunstvoll ein Kleeblatt „gezeichnet“ worden. Überhaupt GUINNESS-Bier, dieser schwarze Teil Irlands. Ich habe erst in Irland entdeckt, dass auf allen irischen Münzen hinten drauf natürlich nicht irgendeine schöne Harfe ist – das kann nur das Wappen dieser allgegenwärtigen großen Brauerei sein. Und wenn man GUINNESS-Büchsen (es gab nur Büchsen) kauft und schüttelt, kann einem Überraschendes widerfahren. In Dosen der Sorte DRAUGHT klappert es merkwürdig,



und wenn man der Sache nach dem Trinken auf den Grund geht und die Büchse öffnet, findet man einen kleinen Ball aus Plaste. Zauberei, Schaumstabilisator oder einfach ein Gag? – Ich hab's nicht ergründen können.



Angeregt von ASTERIX gönnten wir uns eine weitere Insulaner-Spezialität: Pfefferminz-Soße. Der saure grüne Brei wurde zu allem Möglichen ausprobiert, erwies sich als passend zu grünen Salaten, auch zu manchem Käse, war in FANTA gar nicht zu schmecken...

Manchmal haben wir uns zum Glück – trotz intensiven Kartenstudiums – verfahren. Da sahen wir dann Irland aus unerwarteter Perspektive. In Doona trafen wir auf ein altes Castel, eine beeindruckende Ruine von Schloss und Turm, und am nahegelegenen Friedhof fand sich eine Tafel, dass hier 1588 (?) ein Schiff der Spanischen Armada gestrandet sei, und die Spanier seien dann geblieben und Iren geworden. Dort im Hinterland konnten wir auch den Torfabbau im Detail studieren, und auf dem Weg über Land begegnete uns der „Schönste Hügel Irlands“ (so die einheitliche Bewertung): Ein gewölbtes Mosaik, genäht aus lauter grünen Stoffstücken – und das in Dutzenden von unterschiedlichen Grüns, wie es sie eben nur in Irland gibt. Und die irischen Menschen? Zurückhaltend, freundlich, und offen. Es war richtig schön normal bei ihnen. Und manchmal auch unkompliziert-verwir-

rend. Ein Ort, in dem wir Quartier gemacht hatten, hieß auf den Karten und auf den Ortsschildern mal Mulrany und mal Mallaranny und mal Mulranny. Überhaupt, das Englisch der Iren, und dann noch ihr Irisch-Gälisch, gesprochen oder geschrieben, manchmal war das wie bei den Klingonen in einem Star-Trek-Film.

Irgendwann brachen wir auch auf, um einen Nationalpark zu besuchen, den wir aber wegen Sintflut nicht zu sehen bekamen. Dafür gerieten wir an einen Postkarten-See mit steingrauer Abbey am Ufer, sahen eine teetrinkende Nonne am Fenster, bestaunten einen restaurierten englischen Garten mit vielerlei Blumen und Kräutern. Was aus der Ferne wie ein Riesenschlosskomplex aussah, schrumpfte aus der Nähe auf die Größe von zwei Zweifamilienhäusern, aufgepeppt mit Türmen und Zinnen („my home is my castle“). Auch die beeindruckende gotische Kathedrale war beim Anfassen nur noch so groß wie die Dorfkirche zu Hause. Auf der Rückfahrt hielten wir an einem Gedenkstein für die Opfer der großen Hungersnot (ein Trauma, von dem sich Irland bis heute nicht erholt hat): Dieser war errichtet worden zur Erinnerung an die Einwohner eines ganzen Dorfes, die verhungerten, weil ein hartherziger britischer Edelmann sich nicht für sie zuständig fühlte (wohl überhaupt ein finsternes Kapitel, wie Großbritannien mit der „Kolonie“ Irland vor seiner Haustür umgegangen ist). Und wieder überall Schafe, strähnig-tropfende Wollklumpen, über steinbesäte Wiesen turnend, Schafe am Strand, Schafe an 200 Meter hohen Steilklippen, Schafe auf der Nationalstraße (einmal brachte ein

Tier, das in einer engen Kurve zu grasen beliebte und seinen feisten Hintern auf die schmale Fahrbahn schob, den Verkehr für zehn Minuten völlig zum Erliegen).

Was gab es noch? Golfer im strömenden Regen, alte, nicht mehr genutzte Eisenbahntrassen, die Halbinsel Dingle mit dem westlichsten Punkt Europas (dann liegen nur noch ein paar kleine Inselchen zwischen Irland und Amerika), mit rostigen Wracks riesiger Schiffe an hundert Meter hohen Klippen, Kenmare als unsere zweite Reisestation (ein kleiner Ort mit zwei ständig von Autoschlängen verstopften Straßen), der unvermeidliche, aber auch wunderschöne „Ring of Kerry“... Wir haben das „Punsch-Glas des Teufels“ erwandert (einen Bergsee in kalt-steiniger Kulisse), haben uralte Reste von Siedlungen und Kultstätten und Festungen bestaunt, haben das malerische „Gap of Dunloe“ durchschritten (mit trockenen Schuhen (!) einen malerischen Talweg entlang, der sich um viele kleine Seen windet). Und manchmal gab es dann eben erst 9:30 p.m. zu Hause Abendbrot. Eine schöne Wanderung zum Abschiednehmen führte uns zu einem Karteneintrag mit dem trockenen Namen „Waterfall“, der sich als kleines Paradies zeigte, einem Privatgrundstück (mit Eintritt), im Vordergrund weideten auf satt-grüner, von Bäumen unterbrochener Wiese allerlei Tiere, weiter hinten rauschte ein großartiger Wasserfall über schwarze Felsen herunter, ganz oben blauer Himmel und weiße Wölkchen und – Sonne! Es war ein bisschen sehr schön.

Mit der Rückfahrt wurde es etwas hektisch. Der Rückflug war kurzfristig (zum Glück hatten wir noch einmal angerufen) mal eben so von 19.30 Uhr auf 14 Uhr vorverlegt worden. Wir hatten aber noch dreihundert Kilometer Weg bis zum Flughafen zu fahren – auf das auf irischen Straßen. Also Start in aller Frühe, die restliche Pfefferminz-Soße wurde auf Käse- und Honigbrötchen verteilt. Aber wir haben alles rechtzeitig geschafft, die Rückgabe des Leihautos dauerte zehn Sekunden (Türe auf, Schlüssel reinstecken, Blick in den Kofferraum, OK).

In Berlin traf uns die kontinentale Hitze wie ein Hammer – wehmütig merkten wir jetzt erst, wie gut klimatisiert die grüne Insel war (immer so um die 20 Grad).



2004

Slowakei – Hohe Tatra

Der „große“ Urlaub führte uns im Sommer in die Hohe Tatra. Als wir vor 30 Jahren dorthin fuhren, dachten wir, wir wären bei den Tschechen. Inzwischen steht es auch auf den Landkarten: Genauer fuhren wir – damals wie heute – in die Slowakische Republik. Die Anreise mit dem Auto über Polen war mühsam. Obwohl es nur 700 km weit war, dauerte es 13 Stunden. Die Autobahn ist zum Teil noch im Urzustand der 1930er Jahre (Hoppeln bei erlaubten 60 Stundenkilometern). Baustellen, Umleitungen, aber emsiges Bemühen zur Besserung der Misere deutlich erkennbar. Vorbei an Breslau (aus der Nähe stammen ELLENs Vorfahren mütterlicherseits), Gleiwitz (angesichts des Rundfunk-Sendemastes die Erinnerung an den Beginn des zweiten Weltkriegs – und die Er„fahr“ung: So weit nach Osten ging mal Deutschland!), Kattowitz und Krakau und dann hinein in die Mittelgebirge, bis am Horizont die gewaltigen Gipfel auftauchten. Grenzen existierten auf dieser Reise praktisch nicht mehr; der Gedanke ist aber immer noch ungewöhnlich, dass die da so weit im Osten jetzt auch zu UNS gehören, die Europäische Union als große gemeinsame Heimat wirklich zu erleben, ist wohl noch ein ferner Traum (aber es ist schon schön, dass wir in Europa nicht mehr aller paar Jahrzehnte losziehen und uns gegenseitig totschiagen!).

Wir hatten uns in Zdiar eingemietet, einem Ort, der „hinter“ (das heißt nordöstlich) der eigentlichen „Hohen Tatra“ und der „Weißen Tatra“ liegt. Umgeben von Mittelgebirge mit blühenden Bergwiesen und Skiliften auf allen Hängen fanden wir „unsere“ Hütte und wurden vom Besitzer erwartet. Der „Inscheneerr“ Polansky wohnt zwar zweihundert Kilometer entfernt, aber er ließ es sich nicht nehmen, uns – zusammen mit Frau und Sohn – selbst zu begrüßen (und zwei Wochen später auch wieder zu verabschieden). Wir nahmen ein solides Häuschen in Besitz mit drei Schlafräumen (in denen zur Not auch 10 Leute unterkämen), Wohnzimmer mit Kamin (Holz vorhanden), Küchentrakt, (Steinkohle-)Zentral-Heizung im Keller, Bad mit Warmwasser, Strom, ein kleines Gärtchen mit fest installiertem Tisch und Bänken fürs Frühstück draußen mit Bergblick, und auch mit einem freundlichen „Tante-Emma-Laden“ fürs Nötigste 100 Meter talab.

Als wir ankamen, fing es erst mal an zu regnen. Und es regnete fast eine Woche ununterbrochen weiter, sodass wir die Welt hinter Fenster- oder Autoscheiben besichtigten, wenn wir nicht doch mal mutig eine Wanderung wagten mit der Erfahrung von Ganzkörper-Benässung. Zwischen Regenschauern und in der zweiten Woche in voller Schönheit erlebten wir aber doch eine beeindruckende Kulisse. Gebirgs-Blumenwiese! Noch eine Gebirgs-Blumenwiese! Noch eine ... 15 Störche am Straßenrand! „Kamzik!“ – so rief ein Bergführer und dann sahen wir sie auch: Gamsen („Kamm-Ziegen“) als schwarzen Scherenschnitt auf dem Gebirgskamm. Auf unserer ersten „großen“ Wanderung stiegen wir zum Kamm der „Weißen Tatra“ hinauf, und da oben erwartete uns ein überraschendes Panorama. Wir sahen die blauschwarzen 2500-Meter-Gipfel der Hohen Tatra gewissermaßen „von hinten“. Von dieser Seite war uns bei den früheren Urlaubsreisen (vor 30 Jahren) das Gebirge nie begegnet; und von diesem Blickwinkel aus war das Gebirge auch recht „übersichtlich“ – mit einer kleinen Kopfdrehung war das „kleinste Hochgebirge der Welt“ von links nach rechts und von vorn nach hinten zu überblicken. Heimwärts hatten wir uns bei dieser Wanderung für einen bequemen Talweg entschieden (nach Karte), der aber Stunde um Stunde länger wurde, uns immer mal wieder heftig bergan und gleich darauf kraxlig-steil ins Tal hinunter führte und die Teilung der Wandergruppe in tapfer Voranstürmende und eine fußlahme blasengequälte Nachhut zur Folge hatte. Aber grundsätzlich waren die Routen exzellent ausgeschildert (wir konnten auch 2004 noch zuverlässig nach den Karten wandern, die ich mir mit ELLEN 1972 gekauft hatte!). Die Wege wurden von kleinen Gruppen von Menschen an vielen Stellen auch ständig mühsam und per Handarbeit in Stand gehalten. Das Netz des öffentlichen Verkehrs war beeindruckend engmaschig und zeitlich

dicht bestückt. Es gab nicht nur das zuverlässig fahrende „Bähnle“ (eine Fahrt über mehrere Stationen kostete touristenfreundliche 25 Cent), das wie eine Straßenbahn die Orte am Südhang der Tatra untereinander und mit dem weiteren Umland verbindet (z.B. mit dem Flughafen- und Fern-Eisenbahn-Städtchen Poprad). Überallhin fuhren Busse, sodass man sich auch an eine Seite des Gebirges bringen lassen konnte, eine Tageswanderung quer durch machte, und auf der anderen Seite sicher sein konnte, dass es auch dort eine Bushaltstelle geben würde für die Rückfahrt. Auf manchen Wanderungen waren wir stundenlang allein. Auf den Hauptwanderwegen gab's aber manchmal auch Gedränge. Vor allem auf der so genannten „Magistrale“ in der Nähe der Stationen der Bergbahnen und großer Hotels – da stolperten Großfamilien in Sandalen mit, da wurden quenglige Kleinkinder entlang geschleppt, da musste man (wegen fehlender Überholmöglichkeiten) auch mal eine Viertelstunde lang einen deutsch geführten Erfahrungsaustausch über Kochrezepte erdulden. Aber zwei Kilometer weiter verlief sich das Volk und Augen und Ohren waren wieder frei für das atemberaubende Panorama. Wir „Alten“ haben den „Kindern“ erzählt, wie das alles hier früher war, sehr ähnlich oder auch ganz anders, haben uns manchmal schnell in bekanntem Gelände zurechtgefunden. Und manchmal haben wir auch gestaunt, wie die Erinnerung doch völlig falsch lag.

Die Slowakei haben wir als ein liebenswertes Land kennengelernt. Ich denke, dass es ein Stück weit gewollt war und ist, wenn nicht überall westliche Standards und Gewohnheiten Einzug gehalten haben. Wenig(er) aggressive Werbung, keine importierten Supermärkte (wie „Kaufland“ oder „Lidl“ & Co. die einem in Polen ziemlich penetrant begegnen), keine neuen Hotels in der Landschaft (die alten trotzdem modernisiert), keine bequemen Lifte überall hin (die vorhandenen technisch aufgerüstet und zuverlässig, aber man muss schon noch selbst steigen, wenn man richtig rein und hoch will), keine neuen Autostraßen und Parkplätze im Nationalpark. In Gesprächen wurde deutlich: Die Slowaken sind stolz auf ihre Gebirge („Heimat“), von denen sie ja neben der Tatra noch viele andere haben, und sie wollen sie weiter so erhalten und erleben, wie sie waren. Man kann nur hoffen, dass für Marktstrategen aus Westeuropa dieses kleine Land weiter uninteressant bleibt und sie nicht ganz andere Pläne verwirklichen! Die Tatra des Jahres 2004 war von Ausstattung und Preisen her eine Region, die sich offensichtlich auch Einheimische noch für einen Urlaub leisten konnten.

Mir war es manchmal schon peinlich, diesmal als „Westtourist“ dort zu sein. So reich bin ich mir noch nie vorgekommen! Wir haben gelebt wie Gott in der Slowakei. Eine lebendige freundliche Gastronomie mit soliden und verlockenden Angeboten: Wir haben mit sechs ausgewachsenen Personen für eine ordentliche Mahlzeit (mit allen Getränken und „Nachspeis“) in guten Restaurants so etwa 25 Euro bezahlt, und in Liften und bei Bus und Bahn haben wir von den (sicher staatlich gestützten) Minipreisen profitiert. Wie mag es den Einheimischen mit solchen Kontrasten gehen? Sie scheinen (noch?) mit diesem Gefälle leben zu können. Haben Arbeit, können davon irgendwie leben. Einmal waren wir zwei, drei Straßen außerhalb des Tourismus-Gebietes unterwegs, rollten durch die Gegend, um was von alltäglicher Landschaft und Leuten mitzubekommen. Und dann war es plötzlich unwirklich, idyllisch – wie in einem Film aus den 1960er Jahren. Dorf mit großen Linden, eine autoleere Straße, auf der Kinder (viele Kinder!) spielten, sie waren mit Puppenwagen oder im Seifenkistenauto unterwegs, Frauen (mit Kinderwagen) gingen ohne Hektik irgendwohin, am Gartenzaun wurde geschwätzt. Es war wie vor 40 Jahren zu Hause. Aber das war hier kein nostalgisches Volksfest, keine inszenierte Veranstaltung, das war Leben im Jahr 2004 live!

Es gab auch schlimme Kontraste. Am Straßenrand standen ganztags (auch im strömenden Regen) verwegen aussehende, dunkelhäutige Männer, die in Eimern Pilze und in Gläsern Heidelbeeren anboten, geduldig und ohne Gemütsregung. In manchen Dörfern im Hinterland gab es ein Ghetto für solche Roma-Zigeuner, deutlich isoliert vom Rest der Bebauung. Und dort nur vorbeizufahren, war grauslich (wir haben nicht gewagt anzuhalten): Heruntergekommene Betonblöcke, aber viel mehr noch windschiefe, zusammengenagelte Hütten mit undichten Dächern, Qualm aus den Ritzen, Gewusel von Frauen und Kindern, bekleidet mit bunt-gewe-

sene Tüchern, verfilzte Decken als Türen und Fußbodenbelag. Momentaufnahme: Wir können mit unserem Westauto nicht über die Brücke am Bach fahren, weil dort (wieder im peitschenden Regen) einige Männer die Teppiche gelangweilt mit dem Schrubber behandeln. Andere schlepten derweil von Lagerplätzen der Forstverwaltung riesige Stämme weg zur privaten Verwertung „zu Hause“. Das war gespenstisch, unheimlich, bedrückend, machte schlechtes Gewissen, und ich war eigentlich immer froh, wenn diese störende Erfahrung wieder hinter uns lag und „richtig Urlaub“ war ...

Auch in Slowakien bin ich Bürokraten begegnet (so was schafft ja auch Arbeitsplätze). Wir warteten nach einem Wandertag an der Bahnstation auf das „Bähnle“, das uns zum Autoparkplatz bringen sollte. Bis zur Abfahrt war eine Stunde Zeit (in der ich – zum Entsetzen meiner Begleiterinnen – ein bei einheimischen Kunden begehrtes Gericht gegessen habe, eine kalte Wurst, die zusammen mit intensiv-rottem Aspik aus einem Aquarium gelöffelt wurde; meine „Mitesser“ tranken dazu Sliwowitz aus Zahnpfutzbechern). Dann nahte der Zug, und Hektik entstand. Denn nun machte mir der Bahnhofsvorsteher (mit roter Mütze!) klar, dass ich hier nicht, wie an irgendwelchen Haltepunkten anderswo, einfach in den Zug einsteigen könne – dafür sei auf einem ordentlichen Bahnhof der vorherige Erwerb einer Fahrkarte am Schalter notwendig. Und er zeigte mir die Richtung. Angst, Warten auf den nächsten Zug? Aber nein: Als ich ins Büro trat, saß dort der gleiche Mann (jetzt – in anderer Funktion – ohne Mütze), verkaufte mir in Ruhe die Billets, dann stiegen wir ein, er setzte seine Mütze auf, hob die Kelle, und alles war ordentlich geregelt.

In unserem Urlaubsdorf sah es nach Unheil aus, dichte Rauchwolken vernebelten den Ort. Aber es stellte sich heraus, dass das einfach zur Heuernte dazugehörte, die gerade auf den Berghängen eingebracht wurde: Wegen des Wetters war manches nicht richtig getrocknet, und das feuchte Heu wurde einfach verbrannt. Wir nahmen an all dem teil, wenn wir unsere häuslichen Mahlzeiten am Gartentisch zelebrierten. In der zweiten Woche war „Frühstück draußen“ Standard (für die „Kinder“ eine halbe Stunde später), und geheizt werden musste auch nicht mehr.

Auf der Heimreise fuhr die Krause-Familie wieder Richtung Polen los. Unterwegs Einkauf der Spezialität der Tatra: geräucherter brauner Bergbauern-Käse. Im Vorbeifahren ein guter Eindruck von Land und Leuten – geordnetes Leben, Bautätigkeit, Aufbruchsstimmung. In „Urpolen“ jedenfalls war das so. In den vor 60 Jahren noch deutschen Gebieten begegnete uns mehr Verfallenes, mehr Armut, mehr „ALDI“-Kaufhallen.

Wir hielten in der Nähe von Krakau noch einmal in Auschwitz an. Konzentriert (!) ein Stück bedrückende deutsch-polnisch-jüdische Vergangenheit. Museum. Tourismus. Und trotzdem sehr in die Tiefe gehend. KAREN konnte und wollte nach einer Stunde nicht mehr und war sehr schweigsam.

2005

Slowakei – Niedere Tatra

Ich probiere gerade mal: Homôľka, Mikuláš, Bacúška, Demänovská jaskyňa, Ľupčianska ... Das hat jetzt fast zehn Minuten gedauert, aber a) sind die Druck-Zeichen nur ziemlich mühsam zu finden, und dann müsste man das ja b) auch noch aussprechen können und c) verstehen! Das alles war eine kurze Erinnerung an slowakische Vokabelübungen, aber dazu später. ...



Jahresurlaub. Wir waren ja letztes Jahr in der Hohen Tatra. Die benachbarte Niedere Tatra (die so niedrig gar nicht ist, der Ďumbier bringt es als höchster Gipfel auch auf stattliche 2043 Meter!) hatten wir da nur am Horizont gesehen. Also lautete der Beschluss: Diesmal dort hin. ELLEN und ich waren in jungen Jahren (1971) schon einmal mit meinen Geschwistern und Freunden da gewesen. Von damals fand sich in den (wohl gehüteten) Akten auch noch ein 1968er Reiseführer. Die Quartiersuche fand mit den Mitteln des Jahres 2005 statt: Internet, sehr übersichtlicher (deutschsprachiger) Katalog mit Zeltplätzen und Ferienwohnungen und Luxusappartements. Wir entschieden uns für ein Häuschen, bezahlten (solide) mit Überweisung an eine Sparkassenfiliale in Deutschland, erhielten elektronisch alle Urkunden und Quittungen, eine Wegbeschreibung, die sich als brauchbar erwies – und so urlaubten wir in Donovaly, einem bekannten Skiort in der Nähe von Banská Bystrica (jetzt kommen sie wieder, die vielen Striche und Häkchen, aber ich lasse sie im Weiteren manchmal – im Interesse des Schreibers wie der Leser – weg).

Wir wohnten zu sechst in einer dreistöckigen Hütte mit einem spitzen Blechdach. Herr Doktor Držík (doch noch mal etwas Hakelei, weil's so schön unaussprechlich aussieht) empfing uns mit seiner kompletten Familie, und standesgemäß gab's ein Gläschen selbstgebranntem Pflaumenschnaps für alle „Großen“. Während die Besitzerfamilie im Garten grillte (sie kamen auch später immer mal wieder vorbei, um *ihr* Grundstück zu nutzen), schleppten wir Koffer und Beutel von Etage zu Etage. Der Schlafplatz der beiden „Kinder“ (KAREN und R.) fiel durchaus in



die Kategorie „Abenteuer“: Zwischen den Betten der beiden ganz oben unterm Dach führte eine (immer offenstehende) Falltür die steile Treppe zu den unteren Geschossen hinunter. Der Ort Donovaly war skimäßig-touristisch-weitläufig, hatte aber mehrere Lo(c)kalitäten mit lockenden Speisekarten (und Eiskarten, würde KAREN ergänzen). Es gab auch noch alte ursprüngliche Dorfteile, zum Beispiel mit einer Mini-Kirche mit 14 Sitzplätzen, die Häuschen umgeben von Gärten, in denen Kartoffeln, Bohnen und andere nützliche Dinge wuchsen. Einmal kamen wir auf unserer Wanderung weit hinten in einem Tal an, entdeckten auch eine reštaurácia, aber wir waren wohl die ersten (ausländischen) Touristen, die sich dorthin verirrt hatten, und sorgten für etwas Verwirrung. Der šalat, den wir bestellt hatten, der kam für alle zusammen in einer großen Schüssel zum gemeinsamen Heraus-Gabeln, und er hatte offenkundig eben noch dekorativ einen dieser kleinen Gärten geziert.

In der Nähe unseres Domizils wurde in allen (auch den aktuellen) Prospekten ein altbekannter und weltberühmter Bade- und Kurort angepriesen. Als wir am Ende einer Ganztags-

wanderung neugierig dieses vermeintliche Paradies (auf)suchten, gab es von der alten Herrlichkeit nur noch ein paar ruinös herumstehende Villenreste und Pavillons und eine einsame Quelle; trist lief dort aus einem rostigen Rohr Wasser, das von anderen verirrt Wanderern in Plasteflaschen abgefüllt wurde. Zu diesem Kurort führte noch ein Bahndamm, auf dem (laut Auskunft in unserem „historischen“ Reiseführer) vor 30 Jahren noch eine stolze Bahn gerollt war.

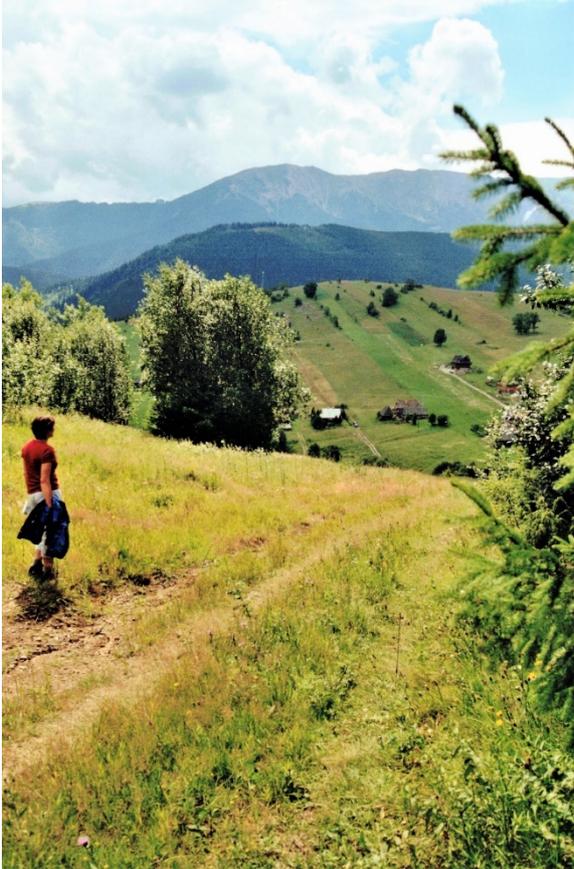
Es gab noch mehr Relikte aus alten Zeiten. Auch in kleinen entlegenen, eigentlich idyllischen Dörfern begegneten sie uns immer unvermeidlich: Lautsprecher. Über Masten kreuz und quer verkabelt hingen sie,



uralte graue Trichter-Modelle neben moderneren Typen, dutzende, hunderte. Und manchmal quäkten sie auch. Ich kannte so was bisher nur aus den 1950er

Jahren – da gab es dieses sowjet-importierte Kommunikationsmodell auch noch in meiner Heimatstadt Meerane.

Überhaupt war da viel (rauer) Beton und viel (rostiges) Blech. Typisch die Bushaltestellen. Blechern die Schilder und die kleinen Häuschen, irgendwo ein Zettel mit Abfahrtszeiten und Zielorten – aber auch für den gelehrigen Touristen war nie sicher zu ermitteln, wie ernst das gemeint war, und was überhaupt gemeint war. So wurde leider viel Auto gefahren.



Wir haben unbekanntes Schmetterlingen hinterher gesehen, haben einen Bogen gemacht um Bärenscheiße (?), sind beinahe auf eine (sicher schlimme, ganz sehr giftige) schwarze Schlange getreten

(danach konnte man sich an offenen sonnigen Wiesen nicht mehr unverkrampft freuen), man wäre gern einer von diesen grellgrünen Grashüpfern gewesen, die mit leuchtend roten Beinen prahlten oder im Flug weiße Segel setzten. Überall standen Disteln herum mit dicken runden Stachelköpfen, die sich am Ende der Urlaubszeit zu violetter Pracht entfalteten. Weit oben im Gebirge krochen Schafherden über die Almen, laut mit großen Glocken klingelnd, begleitet von einem Hirten und einer Horde kläffender struppiger Köter; nachts wurde sie in dicht umzäunte Pferche in Sicherheit gebracht (Diebe, Wölfe, doch Bären?).

Einmal trafen wir auch weit draußen drei Kühe unter persönlicher Betreuung eines Mannes – sie sprangen erstaunlich behände zu Tal, und der Mann hastete ihnen fluchend und seinen langen Stock schwingend hinterher.

Walderdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, mmmh, denen haben wir trotz schlechten Gewissens (Fuchsbandwurm!) nicht widerstehen können.

Kleiner Tipp von ELLEN und mir (unsere private Lieblingstour): An der Hauptstraße zwischen Banska Bystrica und Ruzomberok (an der auch Donovaly liegt) in Lipt.(Liptovska) Osada abbiegen nach Lipt. Revuce und weiter zum Ortsteil Vysoka Revuca, dort an der Kirche vorbeifahren, Auto abstellen und den gelben Wanderweg losgehen, der zunächst weiter eine Dorfstraße entlang führt, dann im Wald immer höher hinauf bis zur grasigen Hochebene (dort wartet die Schafherde mit den Hunden – siehe oben), blauer Weg nach rechts, dann ein Stück hinter dem Gipfel einen (anderen) gelben Weg wieder ins Tal hinunter, an der Kirche das Auto suchen, Weiterreise zu einer Gaststätte.

Wer einmal da oben auf der welligen Hochebene war, kann auch mal (etwas beschwerlicher) von der Hauptstraße aus von Stare Hory zum Krizna-Gipfel hoch wandern und von dort aus einen weiten Bogen über die offenen sanften Hügelketten mit herrlicher Aussicht machen.

Das Alles ist aber schon gar nicht mehr in der Niederen Tatra, sondern in der Velka Fatra.

Der Wald hatte viele kahlgeschlagene Flächen (auch dort, wo das wegen der Hangneigung und Erosionsgefahr überhaupt nicht sinnvoll war). Aber wir lernten, dass es eben seit ein paar Jahren auch in der Slowakei wieder Privateigentum gibt, und da schert sich mancher, der schnell mit dem Holz von *seinem* Land reich werden möchte, wenig um das Gemeinwohl oder den Tourismus. Auf der großen Verbindungsstraße trafen wir riesige Holztransporter, die die steilen Serpentinaen hoch krochen, und ihnen begegneten ständig andere Transporter voller Stammrollen, die in der Gegenrichtung fuhren ...



Beim Heimtrotten nach einer Wanderung die Dorfstraße hinunter mit vier Slowaken erzählte uns eine Deutschlehrerin, dass es seit der „Wende“ Kronen-Milliardäre gibt, aber dass sich Rentner wie sie (Lehrerin, ihr Mann Chemiker) zur kargen Rente etwas dazuverdienen müssen, um auch mal in den eigenen Gebirgen wandern zu können oder gar an Auslandsurlaub zu denken. Slowaken sind stolz auf ihr slowakisch-

eigenes (z.B. ihre Industriebetriebe), und sie lieben (wirklich: lieben) ihre Heimat, haben Angst vor Massentourismus mit neuen Skipisten und Hotels. Zwei der vier Slowaken hatten Plastetüten in der Hand, und während wir alle auf lahmen Füßen talab wanderten, bückten sie sich immer mal am Straßenrand: Sie hatten auf ihrer 8-stündigen Wanderung Müll aufgesammelt – nun waren die Tüten (nur!) halb gefüllt; da ist mir erst klar geworden, wie sauber dieses Land ist.

Auch Erinnerungen an böse deutsch-slowakische Erfahrungen waren ständig präsent. Unser Urlaubsparadies war 60 Jahre zuvor die „Partisanen-Republik“. Überall gab es Gedenksteine und Mahnmale, oft mit frischem Blumenschmuck versehen. Da lasen wir die Namen von russischen und rumänischen Soldaten, die hier gekämpft hatten, aber auch von russischen (!) Partisanen neben denen von Slowaken, die gemeinsam in den Wäldern den Widerstand gegen die deutsche Besatzung aufgenommen hatten. Bei einer Spazier-Wanderung mit den „Kindern“ über Hügel und Dörfer stießen wir tief im Wald auf die Ruinen des Dorfes Kalište; hier waren im März 1945 bei einer deutschen Strafaktion alle 52 Häuser zerstört worden, die Narben der

Grundmauern dürfen nicht verheilen, werden museal offengehalten, gegen die Lebenskraft der Natur, die über das alles eigentlich Gras wachsen lassen würde.

Wir waren in einem Karstgebirge, da war hoch oben beim Wandern das Wasser kostbar. Erst spät habe ich entdeckt, dass in meinen Wanderkarten wirklich jede der seltenen Quellen eingezeichnet war, damit der durstige Wandersmann sie auch finden und sich dort laben konnte. Apropos Getränke: Das „Radler“ (Limo und Bier halb und halb gemischt), unser erprobter Durstlöcher, war dort überhaupt nicht bekannt. Also haben wir die Zutaten einzeln bestellt, ein paar leere Gläser dazu, und dann unter den misstrauischen Blicken der Kellnerschaft selbst gemixt.

Es gab auch kleinere Problemchen. Irgendwann meldete mein hochgestyltes Westauto durch eine giftigelbe Leuchtanzeige, dass etwas nicht stimmte. Das Handbuch sprach: Suchen Sie sofort ihre Werkstatt auf! Die war aber tausend Kilometer entfernt. Aber am Handy erreichte ich problemlos meinen Werkstattmeister zu Hause, und der sprach: Jetzt ist Urlaub, und was noch ist, sehen wir zu Hause (es war, wie dann amtlich festgestellt wurde, einfach ein Computer-Irrtum).

KAREN stellte beim Wandern einen „Blasenrekord“ auf: „Sieben (Pflaster) auf einen Streich“ musste der Papa auf zwei Füßen verkleben. Den Schmerzen wurde danach endgültig ein Ende gesetzt durch den Kauf ordentlicher slowakischer Wanderschuhe.

Eines Morgens machte es bei mir beim morgendlichen Zähneputzen „knack“, und dann fehlte ein erhebliches Stück am Frontzahn („2 unten links“). Statt ins Gebirge fuhr die ganze Gesellschaft in die Bezirksmetropole. Dort wurde mit Zeigen und Deuten und Wörterbuch eine Zahnarztpraxis gefunden. Dann lag ich im Behandlungsstuhl eines gewichtigen Doktors der Zahnmedizin, wurde durch die rustikale Bohreinrichtung gleich noch einmal richtig geduscht, aber insgesamt sehr professionell abgefertigt. Der Doktor hätte gern gleich noch mein übriges Gebiss in Ordnung gebracht (ich lese manchmal, dass deutsche Patienten auf Anraten ihrer Krankenkassen regelrechte Zahnsanierungsurlaube in der Slowakei oder in Ungarn antreten), aber ich konnte wieder beißen – und die Füllung hält heute noch.

Auf einer großen Fahrt rund um die Niedere Tatra haben wir auch noch einmal einen Abstecher in die Hohe Tatra gemacht. Katastrophentourismus. Nämlich: Kaum waren wir im letzten Jahr wieder aus dem Urlaub dort zurück, hat ein gewaltiger Orkan in wenigen Stunden einen großen Teil der dichten Bewaldung geknickt. Noch ein Jahr später war das ein gespenstiger Anblick:



Quadratkilometerweit (zwischen Stry Smokovec und Strbske Pleso hoch bis zur Magistrale und auf der anderen Seite der Straße bis in die Ebene hinunter!) ragten nur noch sperrige Stümpfe in den Himmel, auf einigen Flächen trieben Rauchschwaden über die Hänge (künstliche Waldbrände), große Hotelkomplexe, die früher im Wald versteckt waren, standen etwas unwirklich in diesem apokalyptischen Ambiente.

Wir fuhren nachdenklich zu-

rück in unsere Touristenidylle ...

2006

Italien I + II

Mit urlaubslüsterndem Blick entdeckte ich eines Tages bei Freunden in Dresden ein kopiertes Blatt, das zum Verweilen in der Toskana einlud. Ich erkundete, dass dort seit Jahren eine Familie aus Deutschland lebt und zum alternativen Mit-Erleben gern Gäste aufnimmt. In Italien waren wir noch nie. Aber zu Hause hatten wir gerade alle das Buch „Tintenherz“ von Cornelia Funke gelesen, und das bot wilde Räubergeschichten, deren Kulisse verfallene Dörfer in italienischen Bergen bildeten. So bekamen auch meine potenziellen Reisebegleiterinnen schnell Appetit, wir begannen Karten zu wälzen, blätterten in Reiseführern, telefonierten. Und dann stand sie fest: Unsere **erste italienische Reise**.

Schon bei der Planung war nämlich klar: Es würde die erste von zwei Fahrten sein in diesem Jahr, da ich mich mit ELLEN schon länger für eine Bildungsreise nach Rom im Herbst angemeldet hatte.

Im Juli hatten wir uns ein neues kleines Auto gekauft (einen VW-Fox aus Brasilien – sehr zur Freude von KAREN, die den schwarz-rot-goldenen Weltmeisterschafts-Sommer trotzig mit Ronaldinhos Nationalfarben gelb-grün angereichert hatte). Und das Auto erlebte nun gleich seinen Härtestest: Vollbeladen dreitausend Kilometer weit in zwei Wochen, zwei Mal über die Alpen, toskanische Schotterpisten zuhause ...

Nach Zwischenstation in einer wunderschön gelegenen Pension in Südtirol (sie hieß angemessen „Schönblick“) fuhren wir das herrliche Tal hinunter, das vom Brenner in die Po-Ebene führt, vor beeindruckendem Bergpanorama färbten sich langsam die Äpfel in den Plantagen. Auf einem Autobahnrastplatz bei Modena (Klick: Aceto Balsamico di Modena!) ereilte uns dann ein mittlerer Schreck: Ein netter Mensch sagte uns, dass unser Auto tropfe – und da war wirklich eine Pfütze! Probe am Finger: Geruchlos. Hundert Kilometer weiter riefen wir einfach mal zu Hause in der Werkstatt an. Und da gab's Entwarnung: Wenn in dieser Hitze dauernd die Klimaanlage läuft, bildet sich Kondenswasser usw. Wieder was gelernt – wir hatten nämlich zum ersten Mal eine Klimaanlage drin.

Da fuhren wir längst in der Po-Ebene, und die heißt so, weil sie eben eben ist, ein bisschen langweilig so als Landschaft. Die West-Ost-Autobahn hatte stellenweise fünf (!) Spuren nebeneinander in einer Richtung, die rappend voll waren. Wir haben übrigens nirgends auf unserer Fahrt wilde oder aggressive einheimische Automobilisten erlebt (höchstens, dass mal ne rote Ampel nicht ganz ernst genommen wurde). Die letzten 70 Kilometer ging's dann zunächst auf der Landstraße weiter, von Bagno di Romagna an steile Serpentinaen hinauf zum Passo dei Mandroli (ich gestehe, ich schiele hier wegen der exakten Namen manchmal in die Karte). Und gleich dahinter bogen wir ab in den Wald, die enge Straße schlängelte sich in einem Tal hinunter und im anderen wieder hinauf, einmal waren wir „unserem“ Dorf auf dem Gegenhang schon zum Greifen nahe, aber die Straße führte uns unerbittlich noch einmal sechs Kilometer ums Gebirge, wurde auf dem letzten Stück zur Schotterpiste, aber dann stand unser Metall-Eselchen endlich am Dorfrand von Serra.

Hier galt es nun, feste Wander-Schuhe zu schnüren, das Gepäck auszuladen und auf die Schultern zu verteilen. Zu Fuß führte der Weg zunächst durchs (Ober- und eigentliche) Dorf, eine idyllisch an den Berg geschmiegte Gruppe von einem Dutzend Natursteinhäusern, die nur noch als Wochenendgrundstücke genutzt werden. Hinter der kleinen Kirche am Dorfe schlängelte sich ein steiler naturbelassener Weg talab. Nach einigen hundert kraxligen Metern blinzelten farbige Holzskulpturen und ein Dach durch den Wald. Kinderstimmen. Wir waren da, in Serra di Sotto (Unterdorf) im Valle Santa.

Serra gehört zu Correzzo (dort sind auch die Schule und der nächste Tante-Emma-Laden). Das Dorf liegt an einem der Gebirgshänge, die die Landschaft des Casentino einrahmen, gehört zum Verwaltungsbezirk von Arezzo und bildet damit auch den östlichen Abschluss der

Toskana. Serra liegt etwa 700 Meter hoch in den Bergen, nahe dem Hauptkamm der Appenninen. Durch seine Lage erhält es etwas mehr Niederschläge als die übrige Toskana, und im Sommer – den wir erlebten – wird die Hitze angenehm gelindert.

Unsere Gastgeber waren D. und R., dazu ihre Kinder Mirabell, Milan, Felizia und Jaromil – zwischen 13 und 4 Jahren alt.



Die Eltern W. – so erfuhren wir – hatte vor Jahren die Sehnsucht in die Welt hinaus getrieben, ein selbst gestaltetes Leben in verbindlicher Gemeinschaft mit anderen zu probieren (ELLEN und mir war dieser Gedanke – Kommune-Leben im Ländlichen mit Freunden – aus eigenen Gründerjahren durchaus nicht fremd). Mit einem befreundeten Paar wurde dann in Italien der Versuch gestartet (und nach dem Scheitern des Großprojekts mit einer Familie weitergeführt). Einige alte Gebäude, die schon halb verfallen waren, wurden erworben und zunächst notdürftig zum Überleben hergerichtet. Einige Hektar verwaldeten und mit

Steinen übersäten Landes wurden gepachtet. Es bot Platz als Weide für die Pferde, ein Teil wurde eingezäunt, und die so geschützten Flächen wurden mit viel Mühe urbar gemacht und zu dem umgestaltet, was wir nun als „Feld“ und „Garten“ kennen lernten. Der ständige Kampf gegen hungrige Wildschweine, wuchernde Unkräuter und die Trockenheit hält die ganze Familie in Atem (eines der Kinder hatte immer „Dienst“, weil tagtäglich für ausreichende Bewässerung gesorgt werden muss). Der Anbau von Gemüse bietet die Grundlage für die weitgehend vegetarische Ernährung – für den Eigenbedarf und für die Gäste, die von Frühling bis Herbst herzlich willkommen sind. Die Mahlzeiten wurden in der Regel gemeinsam vorbereitet und eingenommen. Das häusliche Leben spielte sich weithin in der sonnigen „Außenküche“ ab, einer offenen Terrasse (darunter war unser Schlafraum), die teilweise überdacht ist, auf der zwei riesige Naturholztische stehen und wo viel Platz blieb, um zu schneiden und zu schnipseln und zu raspeln, zu kochen und zu braten, zu lesen und zu schwatzen oder (selbst abgefüllten) Rotwein zu trinken. In der Ecke stand ein Backofen (es gibt noch einen zweiten größeren in einem Nebengebäude), in dem unser Gastgeber R. einmal in der Woche einige Dutzend Brote buk (die auch zum Verkauf in der Nachbarschaft bestimmt waren). Das verrußte Ofenrund wurde aber auch einmal mit Rutenbündeln vorgeglüht, um darin für jeden am Tisch eine individuell selbst belegte Pizza köstlich-knusprig zu backen. Wir lernten, dass man in der Toskana fast alles essen kann. Praktisch jedes Kraut am Wegrand entpuppte sich als Gewürz, Mangold (den wir bis dahin gar nicht kannten) wurde in Aufläufen und Suppen veredelt, Rucola erwies sich in der italienischen Originalversion als ziemlich scharfe Salatbeigabe.

In einer Ecke der offenen Küche stand ein Holunderbaum, der im Kellergeschoss seine Wurzeln hatte und weiter durch das Obergeschoss und das Dach zum Himmel strebte. Rechts und links neben der Wohn-Küche, aber auch unter ihr und ebenso nach hinten, setzte sich das Gebäude fort – hier ein Kämmerchen, so, wie es im Laufe der Jahre gewachsen ist, und fertig wird's wohl nie ganz ... Naturstein, ein paar Ziegel dazwischen, jahrhundertealte Balken, die schwere Steinschindeln auf dem Dach (er)tragen müssen. Viele liebevolle Details



schmückten die Räume, skurrile Skulpturen bestimmten das Freigelände, im Schuppen türmten sich Fundstücke und Mitbringsel (aus denen man noch mal irgendwas machen könnte ...). Manches war auch recht rustikal. Wasser sprudelte direkt aus dem Berg, wurde zum einen als Trinkwasser im Brunnen gefasst und zum anderen über raffinierte Schlauchsysteme zur Bewässerung von Garten und Feld genutzt. Durch den Wald floss ein Bach, der zweihundert Meter unterhalb vom Haus einen kleinen Wasserfall bildete, wo in einem vier Meter tief ausgewaschenen Natursteinbecken die Kinder einen regen Badebetrieb in Gang setzten (mit Kopfsprung und Tauchen). Direkt am Haus war sogar Duschen möglich – solarbeheiztes Wasser brauste in eine freistehende und mit Vorhängen schamhaft verhüllte Badewanne auf der Wiese. Eine Toilette gab's im WC-Standard und eine zweite als doppelsitziges Kompost-Klo (mit Blick über den Garten in die Weite der Toskana). Dort hab ich gern gegessen – bis am vorletzten Tag einer der Jungs freudig erregt mitteilte, dass er dort eine Schlange getroffen habe. Es stimmte, die Schlange (mehr als einen Meter lang) wohnte im warmen Kompost, gleich unter dem Sitz. Dass große Schlangen „normalerweise nicht giftig“ sind, war aber doch kein endgültig überzeugendes Argument zur Teilnahme an weiteren ökologischen Experimenten.



Die Toskana war tierisch. Manchmal trafen wir die Pferde unserer Gastgeber-Familie im Wald. Am Hang gegenüber grasten weiße Kühe. Auf einer Wanderung begegneten wir einer Schafherde, die, von etwa zehn Hunden getrieben, mähend über steile Felsen hetzte. Wildschweine grunzten am helllichten Tag direkt am Haus, ein andermal sahen wir sie mit Frischlingen auf einer Waldwiese wühlen.

Von Stachelschweinen, die es eigentlich auch geben sollte, fanden wir nur die Borsten. Dafür



krabbelte uns zu Ehren am Abschiedstag mitten auf dem Weg ein quicklebendiger Hirschkäfer mit stolzem Geweih schmuck herum. Mitbewohner klagten eines Morgens über nächtlichen Lärm in ihrem Zimmer. Bald ward der Bösewicht gesichtet: Ein Siebenschläfer wohnte illegal mit in dem Zimmer, er wurde gejagt, im Schrank eingesperrt, gefangen und zur Strafe einige Kilometer entfernt freigesetzt. Als es in der nächsten Nacht wieder lärmte, musste festgestellt werden, dass der Vertriebene seine Siebenschläfer-Frau zurückgelassen hatte – das gleiche Fang-Spiel begann und endete mit Zwangs-Exil. Aber der Lärm

ging weiter, bis endlich am dritten Tag – in einer Schublade des Schrankes versteckt – zwei Jungtiere gefunden wurden. Eidechsen huschten den ganzen Tag über auf den sonnenbewärmten Mauern herum. Und um die wortwörtlich „blaublütigen“ Disteln schwebten schwarze Hummeln. Nun weilten wir ja im „Valle Santa“, im Heiligen Tal. Der Name bezieht sich darauf, dass der Heilige Franziskus von Assisi eine Zeitlang in einem Kloster gelebt hat

(Chiusi della Verna), das vielleicht fünfzehn Kilometer von unserem Haus entfernt war, und dass er wohl ab und zu in gerade diesem Tal unterwegs gewesen ist – es war schon eine erhebende Vorstellung, dass diese Landschaft und die Vorfahren der Blumen und Tiere, die uns begegneten, vielleicht schon den Heiligen Franz inspiriert hatten. Wir haben auch sein Kloster besucht und sind dann zwischen jahrhundertealten, 40 Meter mächtigen Buchen und



Fichten gewandert (das mitgebrachte Vorurteil, dass seit Römerzeiten der Apennin völlig entwaldet ist, konnte so vor Ort nicht bestätigt werden). Franz' NachfolgerInnen haben sich auch gewandelt: Im Klosterhof begegnete uns eine junge Nonne, die vor Betreten der Kapelle ihren Kaugummi lässig und geschickt in die Abfalltonne spuckte.

Auf dem Weg zu einem anderen Kloster, der Eremo di Camaldoli, fanden wir, inmitten der dichten Buchenwälder einem der gut ausgeschilderten Wanderwege folgend, auf dem Monte Penna eine faszinierende Aussicht: Totale Stille, atemberau-

bende Tiefe und ganz viel Himmel!

Wir waren in dem Städtchen Bibbiena zu Chorkonzert und Eisessen. Geparkt haben wir dort auf der „Piazza John Lennon“ (der hat dort mal ein Konzert gegeben). Wir haben entdeckt, dass es lohnte, wirklich *jedes* der alten Städtchen zu besichtigen, deren winzige Häuser oft wie gelb-graue Schwalbennester dicht gedrängt auf einer Bergspitze kleben. Wenn man da in engen Straßen zwischen 800 Jahre alten Säulengängen mit dem Auto herumfährt, ist das schon ein krasser Kontrast.

Wir waren natürlich auch in Arezzo auf dem Antiken-Markt. Wir sind sehr entspannt mit dem Bus 60 Kilometer (für 4 Euro!) übers Gebirge nach Florenz gefahren (ich schreibe jetzt nichts von dem filigranen Dom aus einem Guss, von den schmalen Straßen mit den hohen Häusern und der Lebendigkeit allerorten). Im Bus haben wir von einer feinen Dame (die ständig standesgemäß mit einem Fächer fächelte) gelernt, dass man sich den Panoramaplatz vorn neben dem Fahrer sichern sollte. Denn diese Fahrt bot endlich auch Postkarten-Toskana, also: Ockerfarbenes Haus auf Hügel, Weg mit Zypressen gesäumt, akkurat angelegtes Weinfeld und gepflegter Olivenhain nebenan. Aber meist sah man in der Landschaft nur wenig von diesem Klischee. In weiten Teilen waren die Olivenbäume längst verwahrlost und in der allgemeinen Verbuschung verschwunden.



Auf einer unserer Guckfahrten stand ich plötzlich vor einem „Museum für Schmuggel und Schießpulver“, aber die Zeiten, in denen dortzulande jeder ständig gegen jeden gekämpft hat, waren 2006 zum Glück vorbei, und wir kamen unbehelligt und rechtzeitig zu Gnocchi und Rotwein nach Serra zurück. Nach langen Gesprächen zog sich jeder an seinen Schlafplatz zurück. Wir „Alten“ ruhten ganz traditionell im Ehebett im „Katzenzimmer“ (benannt nach 33 künstlerischen Katzenporträts, die den Sims rundum zieren). Die Kinder und Jugendlichen hatten die Wahl zwischen mehreren verlockenden Schlaf-Möglichkeiten: Entweder auf locker verstreuten Matratzen in Nischen zwischen den Dachbalken, oder abenteuerlich im zweihundert Meter entfernten Baumhaus oder romantisch mit Sternblick unter freiem Himmel auf dem Trampolin (in Fünfer-Gruppe).



Gastgeber R. machte mit uns auch einmal einen Ausflug nach Montesilvestre. Das ist ein Dorf, von dem nur noch der Name existiert und ein paar Ruinen, die allmählich geplündert werden und zusammenfallen. Vor 40 Jahren waren die Häuser auf dem Berg noch bewohnt. Das Dorf ist schwer zugänglich: Nur ein schmaler steiler Weg für Fußgänger und Lasttiere führt von der Straße hinauf, Wasser wurde in einer Zisterne gesammelt. Das Leben dort oben war wohl aber in den 1970er Jahren einfach unerträglich geworden, die Bevölkerung gab alles auf und folgte dem Wohlstand in die Städte.

Der 10-jährige Sohn Milan geht jeden Tag zu Fuß zwei Kilometer durch den Wald in die Schule. Das klingt etwas hinter-wäldlerisch. Aber was lernt man da? In seinem Ferien-Beschäftigungsbuch (!) für Drittklässler fand ich z.B. folgende Aufgaben:

$$\begin{array}{l} 5 \text{ m} + \dots \text{ m} = 2 \text{ dam} \\ 45 \text{ dag} \quad \quad = \dots \text{ cg} \end{array}$$



Versucht's mal! Das ist auf die Spitze getriebene systematische Vorsatz-Zeichen-Akrobatik! (Hier kommen vor: Dekameter = dam = ax10 Meter, Dekagramm = dag = bx10 Gramm und Centigramm = cg = cx1/100 Gramm).

Wir haben in Serra mancherlei gelernt über das einfache und manchmal so ganz andere Leben.

Die Rückreise war in Wirklichkeit eine Rundreise. In der Po-Ebene fuhren wir diesmal weiter nach Westen. Gewaltig (und etwas gewaltsam) beeindruckend war ein gigantisches Infrastruktur-Projekt, das sicher Milliarden kostet und von dem ich noch nie gehört oder gelesen hatte. Die Autobahn, auf der wir fuhren, war Teil einer Trasse (von Mailand bis Neapel?), auf der zusätzlich noch eine neue Zug-Hochgeschwindigkeitsstrecke und eine Hochspannungsleitung installiert wurden. Eine Brücke nach der anderen spannte sich – manchmal nur im Abstand von ein paar hundert Metern – im gewaltigen Bogen quer über die Trasse. Beim Überqueren des Po begegneten uns Felder voller goldgrüner Pflanzen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Die dumpfe Ahnung, dass das Reispflanzen waren, bestätigte sich zu Hause im Lexikon. Reis aus Italien – der ist mir noch nie begegnet.



Wir haben dann hinter Turin kurz vor dem Mont Blanc übernachtet, sind am nächsten Tag unter dem schneebedeckten weißen Monstergipfel durch den Tunnel gefahren, haben in Italien und in Frankreich und in der Schweiz kräftig Maut bezahlt, sind am Genfer See entlang gerollert, ich habe vor Vergnügen geschrien, als wir durch einen Ort namens TWANN fuhren (den kannte ich bisher nur aus Dürrenmatts „Der Richter und sein Henker“ und hielt ihn für erfunden), wir haben über die vielen Weinberge in der Schweiz gestaunt (ich habe noch nie bewusst Schweizer Wein getrunken), dann kam Schaffhausen und heim ging's.

Nach ein paar intensiven Wochen beruflicher Tätigkeit brachen wir auf zu unserer **zweiten italienischen Reise**.

ELLEN und ich waren angemeldet zu einer „Bildungsreise nach Verona und Rom“.

Es begann auf dem Leipziger Hauptbahnhof. Hineinfinden in eine Gruppe zunächst wildfremd wirkender Menschen. Die erste Etappe führte mit dem Zug nach Verona (inzwischen wurden mit den neuen Bekannten erste Kekse getauscht). Interessant für mich und ELLEN war, dass wir ab München zwar exakt die gleiche Route fuhren wie bei unserer Autotour zwei Monate zuvor, die Strecke, die Landschaft und die Entfernungen aber völlig anders erlebten.

In Verona begegneten wir erstmals antiken Ruinen und dem Grappa (und standen natürlich unter Julias Balkon). Dazu bot sich – für mich etwas überraschend – von einer Brücke der Blick auf die Etsch, auf den Fluss, bis zu dem mal deutscher Einfluss reichte („von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt...“).

Dann fuhren wir weiter nach Rom. Wir schleppten unsere Koffer aus der U-Bahn ans Tageslicht, und ich war platt: Abendhimmel, Pinienallee, grünes Tal (wie sich herausstellte, war das der Circus Maximus), uraltes Gemäuer dahinter – es war soooo schön, und das mitten in Rom an einer Hauptverkehrsader!

Wir wohnten auf dem Aventin, einem der sieben Hügel, auf denen das alte Rom erbaut wurde, also mittendrin. Rom war lau (Mitte Oktober) und laut. In den folgenden Tagen haben wir viel gesehen und erlebt, und manchmal ergaben sich nach den ausgiebigen Bildungswanderungen „füßische“ Probleme.

Am ersten Abend gingen wir spazieren, landeten an einem Platz, der „Piramide“ hieß, und da stand auch eine solche, betongrau, hässlich, offenbar hatte da jemand sogar frevelhaft ein Stück der alten Stadtmauer zubetoniert! Denkste, das Ganze war natürlich echt, antik, 2000 Jahre alt und deshalb bewundernswert.

Meine Einsichten an den folgenden Tagen lassen sich mit den folgenden Stichworten bündeln: Kontinuität, Toleranz und Integration, Recycling-Kultur und Kultur-Recycling.

Überall war das Siegel des alten Rom zu finden: „SPQR“ (Senatus Populusque Romanus), auf Gebäude-Resten aus Caesars Tagen, aber auch auf den Gullydeckeln der modernen Stadtverwaltung. Überall waren auch Relikte aus der Zeit des italienischen Faschismus zu entdecken, sie sind selbstverständlich noch da, gehören dazu, und manche „Ausrutscher“ der Vergangenheit werden schlicht umschwiegen. Jede Generation hat buchstäblich auf dem aufgebaut und mit dem weitergebaut, was die Väter und Mütter hinterlassen hatten. Im obersten Stockwerk der Ruine des antiken Marcellus-Theaters brannte im Herbst 2006 eine Wohnzimmerlampe. Fußböden in Kirchen sind natürlich dazu da, dass Menschen darauf herumgehen, auch wenn es sich um wunderschöne alte marmorne Mosaikkunstwerke handelt! Das Colosseum diente den Römern jahrhundertlang als Steinbruch (bis ein Papst dort ein Kreuz aufstellte in der Annahme, dass in der Arena viele Christen den Märtyrertod gestorben seien – damit war die Baumaterialgewinnung ein Sakrileg, und wir können heute die Reste bestaunen). Auch ideell baut unsere Zeit manchmal auf römischen Traditionen auf: Kaiser Trajan hat in seinem FORUM wahrscheinlich eine nüchterne Ladenstraße (den ersten Supermarkt der Welt) integriert.

Das peinlich-große Standbild von Kaiser Nero (genannt „der Koloss“) wurde zwar schon nach wenigen Jahren schamhaft beseitigt, hat aber für alle Zeiten dem daneben stehenden Colosseum seinen Namen gegeben.

In der Kirche San Clemente stiegen wir weit hinunter in die Vergangenheit: 10 Meter tief unter dem heutigen Straßenniveau befindet sich ein „Andachtsraum“ des in der Antike weit verbreiteten (heidnischen) Mithras-Kultes. Dieser kannte schon einen Initiationsritus (Taufe), man feierte ein gemeinsames Mahl (Abendmahl), die Geburt des Mithras wurde am 25. Dezember begangen (Weihnachten). Dieses Erbe blieb (hier sehr symbolisch) als Fundament erhalten, wurde in den folgenden Jahrhunderten christlich ideell integriert und gegenständlich mit zwei Kirchengebäuden „überbaut“. An anderer Stelle in Rom steht das Pantheon. Das war ursprüng-

lich ein dem „Allgöttlichen“ oder „Allen Göttern“ (des Olymps) gewidmeter Tempel. Die halbrunde Kuppel (aus Kalk-Mörtel mit vulkanischem Tuffstein in einem Stück gegossen, ein Baumaterial, das vielen der antiken Gebäude eine erstaunliche betonähnliche Festigkeit gibt) und die „Beleuchtung“ des Innenraums ausschließlich durch ein großes „Auge“ nach oben zum Himmel hin sind auch heute noch imposant und schaffen eine besondere Atmosphäre. Den heidnischen Tempel erhielt im 7. Jahrhundert der Papst als Geschenk. Der interpretierte die Idee des „Allgöttlichen“ auf seine Weise, weihte das Gebäude als „Kirche der Jungfrau Maria und aller heiligen Märtyrer“ und stiftete damit das Fest „Aller Heiligen“. Die ursprüngliche Bronzeverkleidung des alten Bauwerks wurde später eingeschmolzen, um daraus den Baldachin der Peterskirche im Vatikan zu gießen. Alte Inhalte werden in der katholischen Kirche nicht zerstört, sondern integriert, christianisiert, „getauft“. So haben auch die Säulen der Kaiser Trajan und Marc Aurel „überleben“ können, weil sie mit neuen Skulpturen der Apostel Petrus bzw. Paulus auf ihrer Spitze versehen und so „unter kirchliche Obhut“ gestellt wurden. Symbolträchtiges begegnete uns überall. Als wir die Kirche San Giovanni in Laterano besuchten und mit ihr die „Mutter aller Kirchen“ kennen lernten (das ist die „richtige“ Hauskirche des Papstes), entdeckten wir etwa 200 Meter entfernt eine Statue des Heiligen Franz, der entgeistert die Hände reckt in Richtung des Prachtbaus. Und in einer der anderen von den 7 Hauptkirchen Roms (Santa Maria Maggiore) stammt die überwältigende Goldpracht von den Schätzen, die Kolumbus in Mittelamerika geraubt hat.

Zwischen den vielen hundert Kirchen, die Rom heute hat, war auch Platz für ein Denkmal des als Ketzer verbrannten Giordano Bruno.

Jeder Kaiser (und später mancher Papst) in Rom hatte den Ehrgeiz, dem Volk einen (in Ägypten geklauten) Obelisk oder ein Bad oder einen Brunnen oder ein Theater oder einen Triumphbogen oder eine Rennbahn zu spendieren, oder er baute sich ein „Haus“ (wofür Kaiser Nero ganze Stadtviertel schleifen ließ) oder eine „Villa“ als Landsitz – und ohne diese großzügigen, unnützen Verrücktheiten wäre Rom heute eine triste Großstadt wie jede andere. Zwischendurch gab's auch tiefe Einschnitte. Nach der Kaiserzeit mit einer Million und mehr Einwohnern schrumpfte mit der Bedeutung des Imperiums auch die Bevölkerung der Hauptstadt in wenigen Jahrhunderten auf vielleicht 40.000. Das glanzvolle Forum versank unter meterdicken Schuttschichten (Goethe sah dort bei seiner Italienreise nur ein paar Säulenfragmente auf einer Viehweide) und erst spät wurden die alten Wurzeln wieder freigelegt.

Es ist fast zu viel für einen Normaltouristen wie mich, überhaupt aufzunehmen, was da alles mal war und nun wieder ist. Der Circus Maximus lag (als grünes Tal) direkt vor unserer Haustür, ein zweiter Circus (Stadion des Domitian) ist heute ein städtischer Marktplatz, an der Via Appia sahen wir die Reste einer dritten riesigen Rennbahn. Der Hauptbahnhof in Rom (Termini) bekam seinen Namen von einer antiken Badeanstalt, und in den Ruinen der Thermen des Caracalla ahnt man etwas von den gewaltigen Ausmaßen des öffentlichen Bade(n)s und seiner Funktion als Begegnungs- und Kulturzentrum. Das Wassermanagement für die Versorgung der antiken Großstadt mit ihrem Bäderluxus kann man heute noch bestaunen.

Die Totenstädte der Katakomben wurden in den gleichen Tuff gegraben, der als Mörtelzuschlag die Bauwerke in Rom zusammenhält (Vulkanasche ist also ein Fundament Roms aus „heißer“ Vergangenheit). Das Sterbealter der hier Bestatteten lag im Durchschnitt bei 24 Jahren ...

Am letzten Tag machten wir noch eine Autofahrt nach Tivoli (30 km vor Roms Toren). Dort wird gerade die VILLA des Kaisers Hadrian ausgegraben und restauriert. Ein großzügiger Landsitz (120 Hektar) mit Tempeln und Thermen, Bibliotheken und Theatern, Gärten nebst einem künstlich angelegten Tal mit Teich, und natürlich angemessenen Palastbauten – das alles vor der sonnendurchfluteten weiten Kulisse der umgebenden Gebirgszüge; es war schlicht umwerfend!

In Rom erwies sich mein Schullatein als recht nützlich. Viele der alten Inschriften und auch manches im modernen Italienisch ließ sich so erschließen. Etwas enttäuscht war ich darüber,

dass die Italiener ein etwas „amerikanisches Latein“ sprechen: Da wird aus maximus massimo, oder ein Institut heißt nun istituto, oder Historisches wird zu storico (Geschichte zur Story?). Überall und immer tobte das pralle Leben! Wenn wir mitternachts nach Hause wanderten (die Busse, die ohnehin nach undurchsichtigen Plänen mal in Gruppen auftauchten und ein andermal überhaupt nicht fahren, stellten mysteriöserweise ihren Betrieb nach 23 Uhr total ein), am Tiberufer entlang und durch die Innenstadtgassen, war Hochbetrieb, da wurde flaniert und diskutiert. Und da setzten auch wir uns gern noch ein Stündchen ins Straßen-Ristorante, bestellten irgendwelche wohlklingenden Köstlichkeiten zum (nun aber wirklich letzten!) Glas Roten. Zum echten Leben gehört auch Lernen. Ein römischer Lerneffekt war, dass es Taschendiebe wirklich gibt. Einer Frau aus unserer Gruppe fehlte nach einer Kirchenbesichtigung das Portmonee. Eine andere Frau hatte in einem Straßenrestaurant ihre Handtasche über den Stuhl gehängt, was aber zum Zugriff von außen durch den Weinbewuchs einlud (da nun auch alle Papiere des Ehepaars weg waren, hatten sie einige Lauferei). Und mich ereilte es (beinahe) beim U-Bahn-Fahren: Ich hatte mein Portmonee in der Hosentasche, und schon beim Einsteigen hatte sich ein junger Mann merkwürdig eng an mich herangemacht. Misstrauisch geworden bemerkte ich, dass noch ein zweiter dazu gehörte. Frech drängte sich einer auch beim Aussteigen wieder an mich, ich hatte eine fremde Hand in der Hosentasche, aber Draufhauen und Drohgrummeln bewegten ihn zur Flucht. Fortan blieben verlockende Schlenker-Taschen und dicke Geldbörsen im Quartier, etwas Bargeld und eine Kreditkarte als Notausrüstung erwiesen sich als ausreichend.

Die Fotos, die es von dieser zweiten Italienreise GANZ SICHER gegeben hat, sind komplett verschwunden !

2008

Deutschland I

Reisen. Im Sommer ergab sich zwischen all der Festival- und Enkel-Aufregung ein „Termin-Loch“ von knapp zwei Wochen, und da war „Deutschland“ dran. ELLEN und ich wollten endlich mal – ohne einen festen Reiseplan und Quartierbindung – ein bisschen quer herumfahren, dorthin, wovon man manchmal redet, was aber dann doch nie „wird“. Wir mieteten uns mutig ein Campmobil, also einen größeren PKW, bei dem man das Dach hochklappen kann für zwei Liegeplätze im Dachgeschoss, und unten sind auch noch mal zwei Schlafmöglichkeiten. Im



praktischen Vollzug stellte sich dann heraus, dass es viel entspannter ist, wenn eine oben und einer unten schläft. Und mit den vielen versteckten Schränkchen und Kochmöglichkeiten und Wasserhähnen und Beleuchtungslämpchen sind wir nach und nach auch klargekommen. Zwei Fahrräder hinten auf den Ständer geschnürt, 2000 Kilometer waren inklusive, und so weit sind wir dann auch gefahren.

Ein erster Kurz-Trip (ent-)führte uns nach Nord-Osten. „Da fahr'n wir eben an den Senftenberger See“ – das war in unserer Familie seit 20 Jahren immer ein resignativer Hinweis, dass wir noch keine Idee für ein richtiges, lohnenswertes Urlaubsziel hatten. Nun waren wir wirklich mal dort, sind ein Stückchen geradelt, und sooo schlimm war's nun auch wieder nicht, fast ein bisschen wie „Ostsee light“. Vielleicht ist das mal eine Wiederholung wert – zum Baden mit den Enkeln?

Weiterfahrt zum Spreewald. Außer über die berühmten Spreewälder Gurken hatten wir dahin bisher noch keinen Kontakt. Beim Suchen auf der Karte: Lübbenau und Vetschau! Das hatte seit Schul- und Studienzeiten für mich eigentlich den Anti-Urlaubs-Geschmack von Braunkohlekraftwerken. Die Landschaft, durch die wir fuhren, war zunächst auch dementsprechend: Flach, Braunkohle-Folge-Steppe mit Pappeln. Aber: Dann kam was Schönes, richtig märchenhaft. Lübbenau entpuppte sich als idyllisches Dörfchen, ein Stück in den Wald hinein fanden wir einen lauschigen Gasthof, in dem wir in den nächsten beiden Tagen die Fischkarte herunterschlemmten. Das träge dahinfließende Wasser, verteilt auf Dutzende Spree-Arme, wird gerahmt von prächtigen Bäumen. Und dann treibt man (im überall ausleihbaren Paddelboot) in sagenhaft-grünlich gefärbten „Wasser-Allee-Tunneln“ entlang und braucht einen Fluss-Karte, um nicht irgendwo bei den Nixen zu stranden. Oft waren wir ganz allein mit ein paar Schwänen, aber natürlich traf man auf den „Haupt-Trassen“ auch die typischen, mit Stangen vorangestoßenen Spreewald-Kähne, ausgestattet mit Tischen mit weißen Decken und ausgerüstet mit Kaffee und Kuchen und vielen Schnapsflaschen. Im „Gurkenmuseum“ waren wir natürlich auch. Und wir haben ausprobiert, dass man mit dem Fahrrad auch viel zu sehen bekommt. Und gegessen haben wir neben Hechtschnitte mit Spreewaldsoße auch Dill-Kartoffeln mit Quark und Leinöl. Und Fernsehen gab's auch: Der Bildschirm war so klein und ELLEN im Bett so weit weg davon, dass sie das Fernglas genommen hat! Und vor Mücken wurde überall gewarnt, aber die gab es nicht.

Auf der Rückfahrt besuchten wir zunächst Schloss und Park Branitz bei Cottbus, wo Fürst Pückler lange Zeit gelebt und seine Ideen als Landschaftsarchitekt verwirklicht hat. Es war ein bisschen bildend, und es war auch nahrhaft – in der Nähe Pücklerschen Geistes richtiges Pückler-Eis zu essen, das ist schon was. Beeindruckt hat mich auch, dass, wenn ein ausgewachsener Baum umgepflanzt werden musste, man auf des Fürsten Anweisung hin unten in das Loch einen ganzen toten Ochsen als Dünger hineingegeben hat. Vielleicht wachsen deshalb meine neu gepflanzten Bäume zu Hause nicht richtig ...

Nun waren wir richtig in Fahrt, und nahmen gleich noch den zweiten Pücklerschen Park „mit“, in Bad Muskau. Auch das war ein Gewinn, zum Hingucken und Herumspazieren.

Zur Abendbrotzeit bewunderten wir die schöne Innenstadt von Görlitz und speisten dann opulent im „Hotel zum dreibeinigen Hund“ (das liegt gegenüber von der „Jesus-Bäckerei“).

Kurzer Wäschewechsel zu Hause, und dann ging's im großen Bogen westwärts – in Richtung Mosel. An einem schönen Sommertag mit viel Blüherei rechts und links der Straße fuhren wir zunächst Richtung Leipzig/Halle. Linkerhand tauchten die Raffinerie-Türme von Leuna-Merseburg auf, und was ich längst vergessen hatte: Es roch richtig schön nach Chemie, wirklich, fast wie zu DDR-Zeiten. Aber unser eigentliches Etappenziel hieß Bad Frankenhausen (südlich vom Harz). Wir hatten viel davon gehört, nun standen wir drin, im Panoramamuseum. Die DDR hatte dort in den 1980er Jahren ein Extra-Gebäude gebaut, um den Bauernkrieg zu würdigen. Der Maler Werner Tübke hat in jahrelanger Arbeit ein wahrlich monumentales Werk geschaffen. Auf einer Leinwand von 15 mal 123 Meter (zweieinhalbmal so groß wie die Fläche in der Sixtinischen Kapelle in Rom), die den kreisrunden Raum umspannt, finden sich nicht nur düstere Schlachten-Szenen, man kann auch viele „Zitate“ aus der darstellenden Kunst vergangener Jahrhunderte entdecken (Dürer, Brueghel, Turmbau zu Babel ...). Wahrlich ein Monument, etwas DDR-typisch, etwas bröcklig schon, aber durchaus sehenswert.

Weiterfahrt auf tristen Autobahnen gen Westen, aus dem Augenwinkel zur Kenntnis genommen, dass es den Ort Selters wirklich gibt (nebst Quelle, wo das gleichnamige Wasser mal herkam), Flanieren im so-was-von-schön-fachverwerkten-abendlichen Marburg, Wein bei Kerzenschein, später die ersten Klettererfahrungen mit den Auto-Schlafkabinen.

Am nächsten Tag waren wir an der Mosel. In Cochem gab es Pfifferlinge und wir machten eine erste Radtour – was sinnvoll ist, weil man da immer auf der Moselseite unterwegs sein kann, wo die Autos nicht sein sollen, und weil es sich an Flüssen ohnehin schön radelt. Meinen Schoppen Moselwein habe ich in der Villa „Kein Moselblick“ getrunken.



Beinahe wären wir vorbeigerollt, weil sie nicht direkt an der Mosel steht: die Burg Eltz. Sie ist die einzige Burg in Deutschland, die nie zerstört worden ist. Und es war richtig, sie nicht zu zerstören! Sie steht einfach schön rum und ist schon aus der Ferne sehr sehenswert, ein bisschen wie Dornröschen. Ein richtig guter junger Schlossführer erklärte endlich mal anhand konkreter Gegenstände, was „Lunte riechen“ heißt (die Gewehre in alten Zeiten

wurden mit einer qualmenden Lunte gezündet), warum man „pikiert“ ist (da wird ein Reiter mit der Pike, einem Haken, vom Pferd gezerrt) und was es mit der „Narrenfreiheit“ auf sich hat (im Verhandlungsraum des Schlosses sind drei Narrenmasken an den Wänden, das bedeutet, dass in diesem Raum totale Redefreiheit herrscht – über der Ausgangstür erinnert dann aber eine Rose daran, dass ab hier Stillschweigen zu bewahren ist über alles im Raum Gesagte).

In Kröv kauften wir viele Flaschen „Kröver Nacktarsch“. An diesen Wein konnte ich mich aus Jugendzeiten noch gut erinnern (damals erstanden wir ihn im „Intershop“!). Aber dort an der Mosel kauft man Wein nicht einfach, das ist viel komplizierter. Man ist eigentlich urlaubend zweckfrei unterwegs, da steht ein Schild: „Kröv“ oder „Weingut Conrad“. Wollten wir nicht sowieso? Der Kellermeister freut sich über die Kundschaft, und obwohl es noch früh am Tage



ist, gibt es einen Begrüßungsschluck. Dann, wenn man gesagt hat, was es so etwa sein könnte, kommen neue Gläser auf den Tisch, und es wird empfohlen und probiert und erzählt. Da lernt man – theoretisch sich bildend und immer praktisch schluckend – dass es da ganz



verschiedene Weinchen gibt, die nur alle unter dem gleichen markttauglichen Namen vermarktet werden. Wenn dann eine Stunde später ein paar Kistchen „Nacktarsch“ im Kofferraum verstaut sind, gibt's noch den beruhigenden Hinweis, dass Polizisten, die anderswo Autofahrer in Röhrchen pusten lassen, hier an der Mosel noch nie gesehen wurden ...

Unten am Fluss war es richtig schön ältlich-idyllisch, aber als wir mal aus dem Tal herausmussten, war „oben“, nur drei Kilometer weg vom Fluss, ganz „normales Deutschland“ mit Supermärkten und Gewerbegebieten usw.

Wir kamen nach Trier, einer Stadt der Kontraste: Römerzeitliches neben Neureich-Beton. Hier bekam ich endlich meinen „Pfälzer Saumagen“ (den Helmut Kohl so liebte!) „auf Teerdisch“ (mit Kartoffelbrei und Sauerkraut). Die angebotene Stadtführung war abwechslungsreich und bildend, geleitete uns in die Unterwelten römischer Badegenüsse (Abwassermanagement und Heizungstechnik vor 2000 Jahren), ließ uns über die 30 Meter weit freitragend überspannte

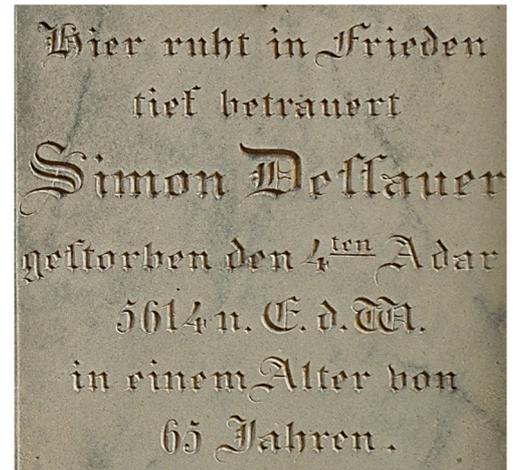
Halle staunen (mit Wand- und Fußbodenheizung), in der schon Kaiser Konstantin Hof gehalten hat, führte uns aber auch zum jüdischen Ghetto und zu den Zeugnissen selbstbewussten Bürgertums (es gab ein „Bürgerhaus“ anstelle des Rathauses, und die „Bürgerkirche“ war (zunächst) höher als der Dom). Das Karl-Marx-Gedenk-Haus haben wir auch durchwandert. Er hat zwar hier nur das erste Jahr seines Lebens verbracht, und den schön angelegten Garten, der stolz präsentiert wird, sicher nie (bewusst) gesehen, aber uns umwehte doch ein Hauch von Geschichte.



Nach einem (etwas zweckfreien, weil ziellosen) Abstecher ins benachbarte Luxemburg durchquerten wir das Saarland, erstaunlich walddreich, und eben auch geschichtsträchtig. Ich bog unterwegs von der Autobahn ab und besuchte – Wiebelskirchen. Keine Ahnung? Nachhilfe: Dorther stammt Erich Honecker. Industriestadt, Hochofen direkt an der Straße, aha.

Weiter auf der Autobahn, vorbei an der Ramstein-Airbase, dann wieder Geschichte und Kultur. Worms. Der Stadtkern ist baulich ein bisschen vermurkst.

Beeindruckt hat mich der jüdische Friedhof und dort ein Grabstein, auf dem steht, dass Simon Dessauer gestorben ist „den 4ten Adar 5164 n.E.d.W.“ (übersetzt meint das: Adar entspricht im jüdischen Mond-Kalender etwa unserem Monat Februar, und die Abkürzung bedeutet „nach Erschaffung der Welt“). Der Dom in Speyer war spartanisch-schön, die Gässchen der Stadt machten Lust, noch mal länger dort zu urlauben. Übernachtet haben wir an diesem Tag bei Heidelberg. Die Suche nach dem Zeltplatz dauerte zwei Stunden (wegen falscher Angaben in Land-Karten und fehlenden Hinweisschildern), und wir gruselten uns zur spätabendlichen Nahrungsaufnahme in einer Spelunke, die etwas vom Charme des „Wirtshaus im Spessart“ hatte.



Am nächsten Tag wollte ich eigentlich ein Vorurteil bestätigt haben. Rothenburg o.d.T. (ob(erhalb) der Tauber) lag am Wege. Kitsch, bunt, Amis ... War aber nicht so! Rothenburg ist ein richtig schön bewahrtes Denkmal für deutsches Bauen und Leben vor einigen hundert Jahren. Gut erhaltene (oder restaurierte) Tore, Mauern, Häuserchen, ein überraschend großes geschlossenes Stadtgebiet, nicht nur eine Vorzeigestraße, kein Museum, sondern bewohnt. Mensch – Deutschland kann richtig schön sein!

Letzte Station der Deutschland-Tour war Nürnberg. Wir haben natürlich auch hier die schöne, baulich leider auch etwas „durchwachsene“ Altstadt er-radelt, und wir haben dort „Nürnberger Bratwürste auf Zwiebel“ verkostet. Einige Stunden lang aber sind wir durch jüngere deutsche Geschichte gestolpert. Nürnberg, das war eben auch die Stadt der großen Nazi-Aufmärsche. Inzwischen gibt es ein „Dokumentationszentrum Reichparteitagsgelände“ und die Überreste nazistischen Größenwahns sind ordentlich ausgeschildert und mit Erläuterungstafeln versehen. Als ich 1988 zum ersten Mal dort unterwegs war, gab es keinen erkennbaren Hinweis auf dieses Stück Geschichte, das wurde damals noch schamhaft verschwiegen. Wir standen beeindruckt und betroffen vor den unvollendeten Monumenten, der „Kongresshalle“ (sie sollte im Endstadium zweieinhalb mal so groß sein wie das Kolosseum in Rom) oder der „Großen Straße“ (hundertfünfzig Meter breit, zwei Kilometer lang), und wir blickten nachdenklich von dem Balkon, auf dem sich der „Führer“ huldigen ließ, hinunter auf das „Reichsparteitagsgelände“.



2010

England



Urlaub? Eigentlich wollten wir wieder einmal Landschaft, Berge, richtig ausschreiten. Vielleicht Schottland? Wir haben im Internet geschnuppert, wurden auch fündig. Aber die Preise! Suchpause. Aber da wir nun einmal dabei waren, verfolgten wir einige Wochen später ein paar Spuren weiter. Schottland, oder mal sehen, was England so zu bieten hätte. Shakespeare, römische Bäder, Stonehenge, London kennen wir auch nicht ... Töchterchen KAREN meinte bei dem Stichwort „England“: „Da würde ich mitfahren.“ Auch unser ältestes Enkelkind MICHÈLE kam ins Gespräch.

Es gab verlockende, für den sich nun abzeichnenden Urlaub mit drei Damen im Detail vorgeplante Tourenangebote. Wir begannen zu träumen, und auch der Blick zwischendurch auf die horrenden Reisekosten konnte uns nicht mehr wirklich bremsen. Also Rundreise, mittleres England, klassisch, Bildung, Geschichte und Kultur. Beim Lesen der Ortsnamen auf der Reiseroute ergaben sich für mich noch ungeahnte reizvolle Ergänzungen des Programms. Seit einigen Jahren schon habe ich mich intensiv mit dem berühmten britischen Naturforscher Charles Darwin beschäftigt (Evolution!), seinen Lebenslauf ergründet und mich ziemlich tief-schürfend mit seinen Büchern und Briefen beschäftigt. Alles Theorie – aber plötzlich bot sich die Chance, die Originalschauplätze seines Lebens zu erleben. Die Reiseroute wurde also entsprechend modifiziert, für London noch zwei Tage zusätzlich gebucht, Liverpool kam (wegen der Beatles und als europäische Kulturhauptstadt) noch mit auf die Liste, und dann ging's los. Start 20 Kilometer von unserem Haus entfernt, gleich um die Ecke, Abflug mit Ryanair von Altenburg nach (London)-Stansted. Abholen des Mietwagens – ein für unsere Verhältnisse mächtiges Schiff, ein Vauxhall (=Opel) Astra – und gleich der erste Härte-test mit (mehreren) Kreisverkehren, alles ab sofort schön links entlang, enge kurvige Sträßchen, begrenzt von dichten Hecken oder Natursteinmauern, durch reife Weizenfelder, raus aufs Land.

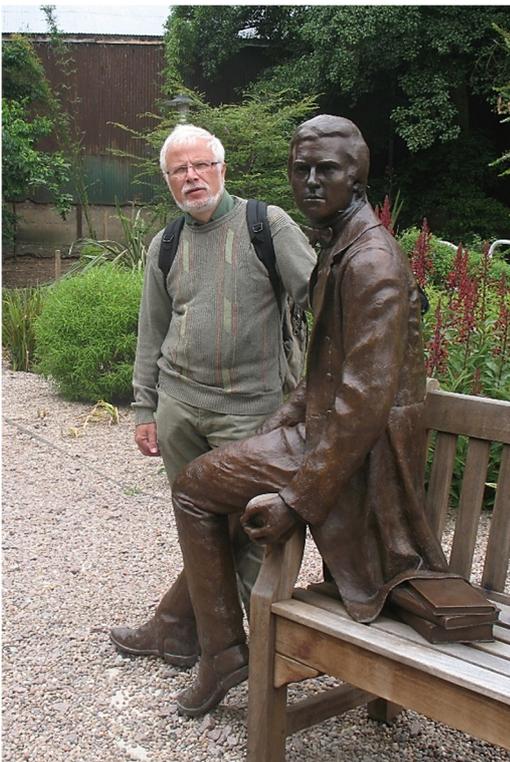
Es nieselte zur Begrüßung (England!). Unser erstes Hotel war schön alt, die niedrigen Türen oben gegen Unfälle gepolstert. Verwirrend viele Kissen und Decken plusterten sich im Bett (England!). Draußen setzten im Minutentakt Flugzeuge zur Landung an (Einflugschneise). Am nächsten Morgen haben wir erst einmal schmerzlich die Frühstücks-Spiel-und-Bezahl-Regeln erlernt. Zusätzlich zu dem für uns bereitstehenden Menü auf dem Buffet wurde auf einer Karte „Warmes“ angeboten. Irgendjemand von uns orderte fröhlich 50 Gramm gebratenen Schinken. Der Irrtum schlug sich auf unserer Rechnung mit 13 Pfund (etwa 16 Euro) nieder! Wir hatten nämlich nur die einfache Verpflegungs-Variante gebucht.

Dann rasten wir mit dem Stansted-Express (das kostete weit mehr als 100 Pfund für alle vier) in Richtung **London**, durch eine flache ländliche Gegend, die neben den allgegenwärtigen Weizenfeldern und Hecken auch Gewässer zu bieten hatte. In „Liverpool Street Station“ begrüßte uns verblichener und bröcklicher, aber noch immer beeindruckender imperialer Glanz.



Der Stadtplan kam häufig zum Einsatz, weil nun einiges abzuarbeiten war: Station „Kings Cross“ Bahnsteig 9 ¾ (Harry Potter!), die Baker Street (mit dem Haus von Sherlock Holmes) ... Auch am Buckingham Palace guckten sich viele Menschen die gleichen Dinge wie wir an. Erholung in schönen Parks (leider ohne Bänke), dann ein Regenschauer (der typische Londoner steht, während es gießt, in stoischer Ruhe unter einem Baum und liest Zeitung), dann die prächtige „Westminster Abbey“ (leider nur von außen, aber das hätte 15 Pfund Eintritt für jeden bedeutet), uns zu

Ehren wurde schön lange mit allen zehn Glocken geläutet), und dann schlug natürlich auch noch die Uhr des benachbarten „Big Ben“ im vertrauten Klang, diesmal aber eben im Original! Am Sitz des Premiers in der „Downing Street“ kann man nicht so schön normal in einer Wohnzeile vorbeischlendern, wie das das Fernsehen suggeriert, sondern alles ist martialisch verbarrikiert hinter massiven Stahlbarrieren. Schließlich waren noch die schönen alten Themsebrücken zu erwandern, immer im Pulk mit Touristen, die von ihren Reiseführern zu den gleichen Sehenswürdigkeiten gelockt wurden, aber an dieser Stelle nahm die Neugier rapide ab, und die Aufmerksamkeit richtete sich nur noch auf die schmerzenden



Beinchen.

Am nächsten Tag hieß unser Thema zunächst Darwin. Aber erst einmal schickte uns Google-Maps auf der Autobahn in die falsche Richtung (wirklich, vertraut lieber den Karten!). Dann führten uns verträumte und abenteuerlich schmale Straßen immer tiefer ins ländliche Umland der Hauptstadt. Und mitten in der Idylle lag Darwins „**Down** House“. Darwin war nach wenigen Jahren im rußigen London mit seiner Frau und den ersten beiden Kindern hierher ... geflohen, ausgewandert. Fortan stand im örtlichen Adressbuch der Eintrag: „Charles Darwin, Farmer“. Das Haus wurde mit zunehmender Kinder-

schar (am Ende waren es zehn) immer mehr ausgebaut. Sieben Hektar Land und ein ummauerter Küchengarten ernährten Familie, Personal und Haustiere. Darwin pachtete noch ein Stück Land zu, auf dem er seinen „Denkweg“ für die täglichen Spaziergänge anlegte (einige Steinchen von dort habe ich mit nach Hause genommen). Das alles ist heute noch (wieder) da, liebevoll nach dem Originalzustand des 19. Jahrhunderts restauriert. Im Garten wachsen nur Küchenkräuter, die Darwin selbst irgendwo erwähnt hat, und die herrlichen Blumenbeete sehen so aus, wie schon Frau Emma D. sie gestaltet hatte. Es war herrliches Wetter, als wir dort zu Besuch waren, und wir konnten gut verstehen, dass die Familie D. hier nie wieder weggezogen war!



Am Nachmittag rauschten wir über die Autobahn 200 Kilometer nach Westen. Die Landschaft war uns sehr vertraut, fast wie zu Hause. Es gab – entgegen meinem Vorurteil von der total entwaldeten britischen Insel – viele ordentliche Bäume, aber ausgedehnte „richtige“ Wälder eben doch nicht. Unser nächster Schlafplatz war **Bath**, ein altes römisches Bad eben, in der Innenstadt geprägt von kompakter Architektur aus grau-gelbem Sandstein, und fast italienisch mutete uns der Fluss Avon mit seinen Brücken an. Am nächsten Tag besichtigten wir in der Umgebung verträumte angegraute Dörfchen, sichteten eines

der „Weißen Pferde“, die die Altvorderen in Kreidelfelsen gemeißelt haben. In **Avebury** wanderten wir den Steinkreis entlang, der in weiter Runde mit Wällen und Gräben das kleine Dorf umschließt. Am Horizont war ein riesiger, von Menschen errichteter Erdhügel zu sehen. Alles einige Tausend Jahre alt. Wie? Warum? Neuzeitliche Druiden trommelten, wir sannten mitten auf einer schönen Blumenwiese nach über tiefe Dinge – und entdeckten „Zittergras“, das wir seit dreißig Jahren vermisst hatten (wir nennen es familienintern „Herzelgras“ wegen seiner herzförmigen Blüten-Früchte)! In **Stourhead** erwartete uns einer der schönsten Park-Gärten Englands, eine großzügige Anlage, die den Wanderer zwischen Seen und Grotten und lichten Waldwiesen entlang (ver-)führt.

Überhaupt haben wir gelernt, dass Engländer fanatische und phantastische Gärtner sind, nicht nur beim Schnippeln ihres stets perfekten Rasens, sondern auch in der Anlage von grünenden Kunstwerken auch im kleinsten Gärtchen neben dem Haus, oder beim Aufhängen von überquellenden Blütenkörben über der Haustür.

Unser nächster Übernachtungsort war ein Motel, das an (eigentlich in) einem Autobahnkreuz lag, zusätzlich kreuzten noch zwei Fernverkehrsstraßen, und das alles wurde natürlich in *einem* Kreisverkehr geordnet, der wegen dieser Herausforderungen einige hundert Meter Durchmesser und vier Fahrspuren hatte. Wir haben uns natürlich auch hier herrlich verfahren

...

Nach geruhsamem Frühstück waren wir bei Shakespeare zu Gast. **Stratford-upon-Avon**. Wir hatten Touristen erwartet. Die waren auch in Fülle da. Aber wir erlebten ein zauberhaftes Städtchen, von schwarzem, filigranem Fachwerk geprägt, kontrastiert von üppigem Blüenschmuck. Am Ufer des Avon verträumte Schilfbuchten mit Schwanenkulisse und Kahnpartie. Dann stockten wir beim Schlendern. Auf einer sonnendurchfluteten Wiese unter hohen Parkbäumen Stimmen, Kostüme, eine Bühne ... Eine Gruppe frischer junger Leute spielte für das Volk, das am Boden lagerte, den „Sommernachtstraum“, engagiert und frech. Shakespeare,

live, in Stratford und für uns! Die Zeit schien stillzustehen, so muss das vor vierhundert Jahren gewesen sein ...

Im nahen **Warwick** feierten wir meinen letzten „offiziellen“ Arbeitstag bei Pizza und Rotwein. Der Tag klang aus bei einem anglikanischen Gottesdienst, steif-feierlich zelebriert mit viel alt-ehrwürdiger Liturgie, und die Harmonien des Chores stiegen hinauf in die prächtige Kuppel der Kathedrale.



Am nächsten Tag legten wir einen Zwischenstopp in **Ironbridge** ein. Hier überspannt die älteste Eisenbrücke der Welt einen kleinen Fluss, massiv und schief. Hier irgendwo liegen also die Ursprünge der Industrialisierung und des Kapitalismus. Abseits der Postkarten-Idylle erkundeten wir in einem Seitental museale Erinnerungen an die ersten Koks-Kohle-Eisenschmelzen – es muss furchtbar gewesen sein, damals! Und spannend.

In **Chester** wanderten wir vor dem Abendbrot noch auf der ziemlich gut erhaltenen römischen Stadtmauer einmal rund um die Altstadt, die fast ausgestorben wirkte. Es war Sonntag, und auf einer großen Wiese am Stadtrand fanden gerade die letzten Pferderennen statt, dort waren sie ALLE: Wettschalter, Rummelplatz, Picknick, Volksfest. Die mächtige und laut Reiseführer prächtige Kathedrale haben wir leider wieder nur von außen bestaunt. 32 Pfund Eintritt pro Person sind schon ein echtes Problem. Aber Käse haben wir in Chester gekauft – er hatte den schönen Namen „Stinking Bishop“ und so roch er wirklich, aber geschmeckt hat er richtig gut!

Dann Abstecher nach **Liverpool**, Fahrt durch verwirrend-kurvige Tunnel unterm Mersey-River hinüber zu den klotzigen Bauten imperialer Macht. Unten in einer Seitenstraße standen wir ergriffen vor Erinnerungen an Beatles-Zeiten.



Der Cavern-Club, in dem die Jungs viele hundert Male aufgetreten sind, ist wiedererstand. Er war bis vor wenigen Jahren zugeschüttet, wurde dann aber wieder ausgegraben und restauriert. Man geht zwei Etagen in den Untergrund hinunter und findet eine gemütliche Bierkneipe, gestützt von dicken gemauerten Säulen, schumrig beleuchtet, und vorn auf der (erstaunlich kleinen) Bühne singt ein Junge von heute die Lieder der Jungs von damals, vielleicht hoffend auf ein zweites Liverpools Musik-Wunder. An den zugigen Albert-Docks wurden die Jacken übergezogen,

es war mitten im Sommer richtig kalt in England. Im Fanshop des FC glühten dann auch die Spiralen der elektrischen Heizkörper.



.Am nächsten Reisetag machten wir Station in **Stoke-on-Trent**. Nicht wegen Robbie Williams, der dort geboren ist, sondern wegen eines Porzellanfabrikanten ...? „Wedgwood“, das ist in England so ein Markenzeichen wie in Sachsen das „Meißner“. Und der Gründervater dieses erfolgreichen Industrieimperiums ist der Großvater von Charles Darwin, der auch eine Cousine aus dieser Familie heiratete. Beeindruckend, was man so alles aus Ton machen kann, Kunst, Nützliches und Nippes. Irgendein Andenken musste sein, und so kann ich nun meinen Nachmittags-Earl-Grey-Tea andächtig aus einer Wedgwood-Tasse schlürfen. Die gebuchte Unterkunft in **Nottingham** war – dank erneuter Fehlinformationen von Google-Maps – nur schwer zu finden. Blick auf ein Betondach, Nieselregen. Aber dann fanden wir doch noch ein Denkmal für Robin Hood, und der Abend endete im (laut Eigenwerbung) ältesten Pub Englands mit dunklem Bier für die Damen.

Als Plus: Nette Gespräche mit Spaniern und Franzosen. Am nächsten Morgen zahlten wir 15 Euro Parkgebühr für eine Nacht. Passend zur trüben



Stimmung regnete es. Als Stimmung und Landschaft sich wieder aufhellten, fuhren wir kilometerweit an einer Mauer entlang. Neugier. Mal gucken! Lange Baumalleen, eine großzügige Einfahrt, und dann standen wir vor „**Burghley**“, dem größten Schloss elisabethanischer Architektur. Wir waren auch drin, prächtig-überfrachtete Räume, Gemälde, die großen Galerien zur Ehre gereicht hätten, ein Bett, in dem die erste königliche Elizabeth geschlafen hat, weiße Handschuhe, die Königin Victoria hier vergessen hat, eine herrliche Küche wie aus Märchenbuch (blankgeputzte Kupferkessel).

Draußen graste Damwild, daneben installierte und servierte ein Butler aus Kisten und Körben das Picknick für seine gutbetuchten (das bezieht sich hier auf die erlesene Kleidung) Herrschaften. War die Zeit stehengeblieben?

Unsere letzte Station war ein kleines Städtchen am Ufer des Flüsschens Cam. **Cambridge!** In der Innenstadt geprägt von den (Rad fahrenden) Professoren und Studenten, und von den Dutzenden Colleges, ein Bauwerk prächtiger als das andere (dazwischen hatten sich selten auch triste Betonklötze verirrt). Wenn man die markanten turmbewehrten Eingänge durchschreitet, erschließen sich oft mehrere Höfe hintereinander, manchmal ergänzt um Kapellen. Kings Chapel zum Beispiel ist einfach mächtig gewaltig erschlagend schön! Nach „hinten raus“ öffnen sich die Gebäudekomplexe mit ihren „backs“, den Gärten, hin zum Ufer des Cam. Und wenn man das Glück hat, an Verbotsschildern und verschlossenen Eisentoren vorbeizukommen, dann ist die Szenerie von der Rückseite her sehr beschaulich, geruhsam, Boote werden von Hand vorbeigestakt ... Hier, im Christ's College, hat Darwin vor fast 200 Jahren studiert, eigentlich, um Pfarrer (!) zu werden. Das Zimmer, in dem er mit seinem Hund gewohnt hat,

Freunde zum Singen und Weintrinken empfing, wo sein Gewehr für Vogelekursionen bereitstand, bietet heute wie damals einen Blick in das ruhige Geviert des blumengeschmückten ersten Hofes.

Auf einem unserer Spaziergänge lockte uns ein namenloser, bröckelnder Torbogen. Wir schritten hindurch und standen in einem herrlichen, leicht verwilderten, von blumendem Grün überwucherten Garten. Eine Bank stand unter einem Baum, Äpfel lagen dabei, und wir träumten, es wäre *der* Apfelbaum, unter dem Isaac Newton (der auch hier in Cambridge studiert hat) die Idee von der Gravitation und ihren Gesetzen gekommen ist. Vielleicht hier ... Dort sein, wo was war, das Licht zu sehen, die Luft zu schnuppern, das ist eben doch ganz anders, als davon zu lesen.



Nach dem England-Urlaub habe ich mich hingesetzt und endlich meinen Text fertig geschrieben mit dem gewollt irritierenden Titel: „Was Charles Darwin geglaubt hat“. Das hat er nämlich wirklich – aber ganz anders, als die meisten es gern hätten. Zum Frühjahr will ein Verlag das Ergebnis meiner späten Begegnung mit Herrn D. als Büchlein herausbringen.



2011

Alpen

Überraschende Alpeng

Als wir an Sommerurlaub denken konnten, war längst Sommer. Etwas Hals über Kopf wurde gewünscht und gesucht. Heraus kamen 14 Tage, in denen ELLEN und ich das erste Mal seit vielen Jahren allein auf Reisen gingen. Das erste Paket war eine Wandertour, die in 7 Tagen von Garmisch nach Innsbruck führte. Von Hütte zu Hütte zu Fuß mit Rucksack, unser schweres Gepäck wurde gesondert transportiert. Auf der Karte sieht das Unternehmen nicht besonders schwierig aus. Es begann auch mit einem gemäßigten Eingewöhnungswandern rund um Garmisch. Aber am zweiten Tag wurde es heftig: 1500 Meter Höhenunterschied am Stück waren zu gehen. Als das geschafft war, hatte ELLEN ein lang erträumtes Erfolgserlebnis, und ich hatte vom nächsten Tag an Muskelkater (den hatte ich im Himalaya nie gehabt!?). Die Tour führte noch ein paar hundert Meter höher – dann hatten wir das Wettersteingebirge überstiegen, und dahinter stolperten wir den ganzen Tag lang Schotterfelder hinunter und robbten



über glitschige Steine. Eigentlich waren wir zu dieser Zeit in scheußlichem Wetter unterwegs, aber immer da, wo wir waren, wurde das Mist-Wetter nicht zu wunderbarem, aber zu wanderbarem Wetter. Auf einer Hütte blieben wir zwei Tage. Bei einem Ausflug über die Alm wollte ein junger Bulle mit mir spielen (ich trug eine stierkampfrohe Wanderjacke), ich hüpfte davon, und alles endete mit einem Flucht-Sturz in den Latschen-Kiefern, ELLEN fand das urkomisch. Dann kraxelten wir noch über das Karwendelgebirge und zottelten hinunter nach Innsbruck. Für die zweite Woche hatten wir uns ein Quartier im Stubaital gesucht. Das liegt südlich von Innsbruck in Österreich und ist nicht nur deswegen empfehlenswert, weil es dort eine Partnergemeinde unseres Dorfes namens Schönberg gibt, sondern weil sich ein Besuch wirklich lohnt. Ein 30 Kilometer langes Tal, umrahmt von hohen Gebirgsketten, am Ende ein richtiges Gletschergebiet (in der Nähe der „Dresdner Hütte“). Die Berge kann man von unten erkraxeln, man kann aber auch mit vier Lifтанlagen den Weg hoch oder herunter leichter machen. Und im Tal fährt mindestens halbstündlich ein Bus von überall nach zu Hause. Ich habe endlich wieder einmal Alpensalamander gesichtet (kleine schwarze Kobolde). Und wir lernten als typisches Tier auf den Almen (Heuernte auf mehr als 45 Grad abstürzenden Hängen – Hut ab!) den „Tiroler Grauvieh Almochs“ kennen, und der Bauer erklärte uns: Wenn einer ein richtiger Ochse werden soll, muss eine „Alpung“ sein. Recht hat er, ab und zu sollte man sich mal in die Berge bewegen. Wir waren richtig gut drauf nach unserer Alpung.

2012

Einen „richtigen“ Urlaub haben wir uns auch gegönnt. Angeregt von meinem Bericht über die Nepalreise im Letzten Jahr hatte sich ein Klassenkamerad bei mir gemeldet. Nebenbei erwähnte er in seiner E-Mail das Zauberwort „Rosengarten“. Das war sein Berg-Traum. Ich hab ja Zeit, so als Rentner, besuchte ihn in Leipzig, wir schnatterten über dies und das. Natürlich hatte er Bilder. Bilder! Sehr verlockend. Und er hatte auch gleich Wanderkarten. Und Wander-führer. Und eine Adresse – die seiner Cousine, die dort eine Pension betreibt. Zu Hause brauchte ich nicht viel Überzeugungsarbeit zu leisten. Buchung per Internet. Ende Juli saßen wir im Auto. München – Innsbruck – Brennerautobahn – kurz vor Bozen links ab und hinein in die Dolomiten. Das alles ist zwar eigentlich in Italien, aber Südtirol ist tief deutsch geprägt. Frau Pardeller gab uns jeden Tag zum Früh-stück hilfreiche Tipps für angepasste Routen und fürs Wetter. Der öffentliche Verkehr (Benutzung von Bussen und vielen Bergbahnen pauschal in einer Wochenkarte verpackt) erleichterte die Planungen sehr und ermöglichte es, ein Bergmassiv von der einen Seite her zu besteigen und auf der anderen nach unten zu gehen. Das Auto blieb stehen, und wir widmeten uns dem „Rosengarten“ (den der Sage nach Zwergen-König Laurin angelegt hat) und dem schroffen „Latemar“, besuchten die sehens- und bewandernswerte „Seiser Alm“ (die größte Alm ... ich hab vergessen, ob Südtirols, ob der Alpen überhaupt). Wir fuhren von Bozen aus auf den „Ritten“, wo mich besonders die Verwitterungskegel der „Erdpyramiden“ beeindruckten (mehrere Meter hohe spitze Nadeln aus Lehm sind stehen geblieben, weil auf ihrer Spitze ein flacher meterbreiter Stein quer liegt – gleich einige Dutzend stehen zusammen im Wald herum). Am Wegesrand standen nicht nur Kühe und Schafe, auch leuchtender Enzian (sooo was von blau!), an einer anderen Stelle



gleich fünf Edelweiß (ich habe mir die Stelle so gut gemerkt, dass ich sie eine Woche später wiederfand).

Fossilien von Meerestieren in 2000 Metern Höhe zu finden, war auch recht eindrücklich. Die typischen Gebirgsketten in den Dolomiten sind Relikte alter Korallenriffe, lernten wir bei einem Dia-Vortrag im Kurhaus.

Ich biss mir beim Abendessen am ortstypischen Schüttelbrot (eine Art Knäckebrötchen) einen Zahn aus (das lag nicht an dem köstlichen Brot, sondern am Zahn!). Das brachte mir am nächsten Tag die Bekanntschaft mit einer Zahnärztin ein: Hochprofessionell, und da es in Italien KEINE Krankenversicherung gibt, waren 15 Euro für die Klebe-Behandlung und 35 Euro für die Bürokratie zu bezahlen (die AOK hat mir das später alles erstattet). Adler am Himmel, Eis auf der Terrasse (da ist man dann doch froh, dass man in Italien ist!), sogar ein Kolibri-ähnliches Flugwesen in der abendlichen Dämmerung (da hatten wir aber auch schon eine Weinverkostung hinter uns) ... Eine uns unbekannte Hochgebirgssportart lernten wir bei dem dörflichen lauten Musikfest auch noch kennen: Schuhplattler, knackiges Männer-Ballett.

2014

Im Sommer waren wir in Tirol. Durchwachsenes Wetter, trotzdem tapfer gewandert. Erst im Zillertal und dann – wieder einmal – im Stubaital. Wir wohnten dort mittendrin in Neustift in einer Pension, die wir zufällig per Internet gefunden hatten. Wir hatten da zwei erhebende Erlebnisse. Zum einen sahen wir, wie die Wirtsleute im eigenen Garten einen ansehnlichen Riesenbovist ernteten, kopfgroß, kugelförmig, makelloses Weiß. Wegen meines großen Interesses und der Essbarkeit dieser Naturschönheit wurde uns erlaubt, ein paar Tage später den nächsten Fruchtkörper in unsere Küche zu tragen – wir vier sind bequem davon satt geworden.



Wir hatten zu unseren Vermietern aber nicht nur ein nahrhaftes Verhältnis, sondern es gab auch sonst das eine und andere interessante Gespräch über Land und Leute und Gäste. Und da beschloss ich, ein mitgebrachtes Geschenk gleich hier im Hause zu lassen. Ich hatte zu Hause, in meinem Schönberg, einen Riesenstapel alter Postkarten und Urlaubs-Fotografien durchgesehen und darunter auch zwei Dutzend Bilder aus dem Stubaital gefunden, hundert Jahre alt, darauf Berge und Gletscher und Hütten – wie sie damals aussahen. Ich meinte, dass so etwas in die Region gehört, die da verewigt ist, von Interesse vielleicht für heimat-

forschende Ureinwohner. Auf einer der Postkarten war eine Gruppe trachtengekleideter Männer zu sehen, malerisch aufgestellt vor einem Holzhaus, an dessen Wand ein weiß-gestrichener Jesus-Torso angebracht war. Ich übergab die Fotos der Hausherrschaft, die sich hocherfreut zeigte: So groß war damals noch unser Gletscher“ und „Der Wirt der Nürnberger Hütte ist ein guter Freund – der wird staunen, wie sein Haus vor hundert Jahren so ganz anders aussah“. Aber am letzten Tag, als wir fertig standen zur Abreise und noch etwas Smalltalk machten, da kam der Hausherr feierlich zu mir und bat mich, ihm doch einmal in seinen Wohnbereich zu folgen. Dort holte er aus einer dunklen Ecke zunächst eine meiner Postkarten und knipste dann das Licht an: Und in der gemauerten Nische, einem Altar gleich, im Wohnzimmer unseres – zufällig gefundenen! – Gastgebers, da hing DER Jesus-Torso von MEINEM Foto, nur war er inzwischen nicht mehr weiß übermalt, sondern zeigte den natürlichen Holzton.

2013

Türkei



Im Mai war Urlaub in der Türkei. Ich hatte ein verlockendes Billigangebot in der Zeitung gefunden: 8 Tage Türkei für nur 99 €, Flug und Hotels dabei, eine Woche lang Bustour zu wichtigen Kulturstätten der Antike, dazu verlockende Landschaften, wohlige Klima. Es kostete natürlich einschließlich aller notwendigen Zusatzbuchungen dann deutlich mehr (vielleicht 400 € pro Kopf), aber das Reisepaket sah weiter vielversprechend aus. Die Transporte und Unterkunft und Verpflegung waren dann auch gut organisiert, die Reiseleiterin leider etwas gestresst. Aber bei mir stellte sich schnell ein ungutes Gefühl

von Massenabfertigung ein. Schon am Flughafen bei unserer Ankunft warteten etwa 20 identisch aussehende Reisebusse, unterscheidbar nur durch Nummern, und die absolvierten in den nächsten 8 Tagen alle fast die gleiche Tour, manche fuhren links und manche rechts

herum, aber immer einmal traf man sich unterwegs in den Tempelruinen oder am Hotel-Buffer wieder. Hotelburgen, total abgeschlossen von der „echten“ Türkei gleich nebenan, die mich mehr interessiert hätte als die Begegnung mit reichen Russen, die schon zum Frühstück eine Flasche Klaren auf dem Tisch hatten. Die Highlights der klassischen griechischen (!) Antike wurden von Bus-Karawanen angesteuert, dazu kamen noch die herangekarrten Ausflügler von Kreuzfahrtschiffen. Organisiertes Staunen im Gruppenverband. Was wir besichtigten, war eigentlich mal griechische und



römische Kultur, in türkischen Zeiten ist nicht mehr viel dazugekommen. Vom Artemistempel in Ephesus, einem der sieben Weltwunder der Antike, ist nur noch eine einsame Säule übriggeblieben, Storchennest obendrauf, drumherum ein Parkplatz. Nebenbei verhalf uns die Reise aber auch zu einem besseren Verstehen der Türkei: Der Kontrast zwischen ihren alten ländlichen Traditionen, die unerschütterlich bis heute die Menschen in den östlichen Landesteilen prägen, aber daneben die moderne aufgeklärte selbstbewusste Türkei, wie sie sich in den Großstädten an der Westküste zeigt. In den letzten beiden Tagen missriet die Tour doch noch zu einer Rentner-Kaffee-Verkaufs-Fahrt. Wir hatten versprochen bekommen, in einer Manufaktur den Weg von der Seide-spinnenden Seidenraupe bis zum fertigen handgeknüpften Teppich gezeigt zu bekommen (was mich sehr gereizt hätte), aber nicht einmal zum Bestaunen der großartigen Endprodukte war Ruhe und Zeit, weil mir in 1-zu-1-Betreuung immer ein Händler auf den Füßen stand und unbedingt einen Teppich verkaufen wollte. Meine Flucht endete bei einem guten türkischen Tee (Türken trinken Tee, nicht Kaffee!) draußen in der Cafeteria.



Am nächsten Tag waren Lederjacken und dann noch Schmuck im Programm. Ich brauchte aber nichts dergleichen, andererseits fällt es mir schwer, Menschen immer NEIN sagen zu müssen. Ein paar schöne Fotos und die Erinnerung an türkischen Honig und nette Menschen haben wir dennoch mitgebracht.



2017

Deutschland II

Im Sommer waren wir auf Reisen. Geteilter Urlaub, die erste Woche diente der Bildung. Süddeutschland, Geschichte, alte deutsche Städte. Wir schlugen an drei Standorten unser Quartier auf und strömten dann ins Umland zur Besichtigung und Belehrung.



Rundumschlag 1: Bamberg, Nürnberg, Würzburg. Wir machten immer eine Stadtführung mit. Da kommt man an wesentliche Stellen, erfährt auch Wissenswertes (und nicht so belastbares Schnurriges). Aber wir haben schnell gemerkt, dass man nach einigen Stadtführungen nicht mehr alles richtig sortieren und zuordnen kann. Zudem war es mir auch mühsam, mir immer wieder ins Bewusstsein zu rufen, dass diese schöne alte Pracht oft nur Nachkriegs-Nachbau-Kulisse war (die gewaltigen Zerstörungen des Krieges!), oder dass man

andernorts wegen der gewünschten Nachkriegs-Modernisierung eben auch viel quadratischen Beton-Wildwuchs zugelassen hatte. Endlich habe ich mal den Bamberger Reiter persönlich kennengelernt – im Schlafzimmer meiner Eltern habe ich als kleiner Junge oft andächtig vor einer Fotografie gestanden: „Der Bernd mit dem Hottehüh“. Und in Bamberg, habe ich gelernt, war nicht nur mein Onkel Helmut mit seinem Panzerregiment stationiert gewesen, hier hatte auch Stauffenberg gelebt. Erschreckend war für mich auch, wie in fast jeder dieser ehrwürdigen alten Städte und unter Billigung oder Beförderung durch die kirchliche Obrigkeit, Juden diskriminiert, vertrieben oder getötet worden waren ... Vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg waren wir enttäuscht, ein unsystematisch präsentiertes Sammelsurium von Gewichtigem und Kuriositäten.

Eine ungeplante und sehr lohnende Zwischenstation war das „Fränkische Freilandmuseum“ in Bad Windsheim. Großzügig angelegtes Gelände, Er-Wandern der Sehenswürdigkeiten mit Bollerwagen, ländliche Bauweise in der Region (es gab auch „Behelfshäuser für Ausgebombte und Flüchtlinge“), Vorführen alter Handwerks- und Erntetechniken, Maschinen und Geräte der Altvorderen, Tiere, Gärten, Kulinarisches. Ein launiger alter Imker (Bienenvater) hatte seine alte Bienenkönigin „Annemarie“ im Kästchen mitgebracht nebst Volk und erzählte sehr anschaulich aus ihrem Leben – es war ein entspannter halber Tag.

Etappe 2: Augsburg und Ulm. Irritierende Beobachtung unterwegs: Auf der Autobahn A8 fehlt die Ausfahrt Nr.68, wegrationalisiert? Wir haben in Augsburg natürlich den prächtigen Goldenen Saal im Rathaus gesehen, auch die Fuggerei besichtigt (heute noch eine Wohnmöglichkeit für Bedürftige). Das Ulmer Münster, den mit 161 Metern höchsten Kirchturm der Welt, haben wir erklommen (merkwürdige Gefühle beim Durchsteigen der filigranen Spitze), im Museum von Ulm ein gerade zwei Wochen zuvor frisch gekürtes Stück Weltkulturerbe bestaunt: Der 31 cm große „Löwenmensch“ aus Mammutelfenbein, 40.000 Jahre alt. Man steht schon etwas ergriffen vor dieser großartigen Winzigkeit. Im Münster gab es noch etwas Kleines zu ent-

decken (dank Führung): Das „Herrgottsbescheißerle“, ein kleiner Notsitz im Chorgestühl, eigentlich war die Messe im Stehen zu absolvieren.



Etappenort 3 war dann München. Dort trafen wir liebe Menschen, Enkel-„Kind“ M. und unseren alten Freund Heinrich Keil. Michi zeigte uns „ihr“ München (sie studiert dort), führte uns zum „Verrückten Eismacher“, in den Englischen Garten, ins Olympiagelände und in ihre WG. Heinrich entführte uns zu einer Ausfahrt Richtung Starnberger See und Kloster Andechs, wir verlieben uns herrlich an der Ilka-Höhe (im strömenden Regen), speisten dann abends aber doch noch hochpopelig im Ristorante des „Italieners“, bei dem wir auch nächtigten.

Allein waren ELLEN und ich auch auf Museumstour in München. Ich muss immer ins Deutsche Museum, da ist immer was zu entdecken (diesmal Sonderausstellung „energie.wenden“, wie immer mit viel zum Anfassen und Ausprobieren). Auch der Besuch im „Haus der (Deutschen) Kunst“ war lehrreich, Nazi-Architektur pur, Spannendes zur Geschichte des Hauses (mir zu wenig), das durch Spenden von namhaften Grundbestiftern (die Elite der deutschen Wirtschaft) errichtet werden konnte und 1937 mit zwei Ausstellungen eröffnet wurde: „2000 Jahre deutsche Kultur“ und „Entartete Kunst“. Jetzt wurde dort in einem erfrischenden Durcheinander junger Leute aus wirklich aller Welt irgendwas Neues Buntes inszeniert.



Dann ging's in die Wanderwoche nach Tirol. Wer ist schon so verrückt und fährt ausgerechnet am Tag des Ferienbeginns in Bayern über

die Alpen? WIR. Als Strafe STAU, dann noch einer, und noch einer ... Irgendwann rollten wir doch über den Inn und hinein ins Pitztal (so genannt nach dem Flüsschen „Pitze“). Auf gerade dieses Reiseziel waren wir mehr so im Lotterieverfahren gekommen, „kennen wir noch nicht, sieht auf der Karte und im Reiseführer interessant aus“.





Es war heiß in jenen Tagen. Selbst Waldwanderungen wurden zu Schwitztouren. Am zweiten Tag sind wir am Hausberg unseres Quartierortes Wenns, dem „Hochzeiger“, den Knien zuliebe, die rebellierten, lieber vorsichtshalber mit dem Lift eine Station nach unten gefahren. Dafür haben wir dann noch „Neu-Amerika“ besucht, eine (ver)wilde(rte) Ranch, dort statt des ersehnten Bergjoghurts ein Radler gezischt, und danach haben wir noch von der „Pillerrhöhe“ aus den steil abfallenden Hang in das Tal des Inns hinunter gestaunt. Fast an jedem Nach-

mittag wurden wir von Gewittern gehetzt. Eine sehr schön gleichmäßig durch den Wald nach oben führende Route brachte uns von der „Säge“ in Matzlewald zur „Kielesbergalm“, wo uns der schul-junge Sohn des Herbergswirts übereifrig verwöhnte. Es wurde wieder heiß, sogar runterzu. Beschaulicher Spazierweg am Luis-Trenker-Steig in Arzl ganz unten am Fluss, lästige Bremsen (nur dies eine Mal, aber da habe ich 17 in einer Viertelstunde erschlagen), eine spektakuläre Brücke über das enge Tal (Bungee-Springer), nachmittags noch auf dem Moorlehrpfad unterwegs mit prächtigen Schmetterlingen und winzigem Sonnentau (pflanzlicher Fliegenfänger), und wieder Gewitterangst. Abends gab es noch Kultur, Platzmusik im Wald, Strudel-Schlemmerei (gebacken von den Ortsbäuerinnen) mit Tiroler Wein, Vollmond ... Es



wurde immer schöner: Wir fuhren 28 km weit (das Pitztal ist lang!) hoch nach Mandarfen und schwebten mit dem Lift 2200 Meter nach oben an den „Riffelsee“. Der „Offenbacher Höhenweg“ führte uns in eine großartige (!) Bergwelt, wir kraxelten dem Schmelzwasser vom Gletscher entgegen, konnten Murmeltiere beobachten – und waren ganz allein. Und sooo schönes Wetter, und später wieder die tägliche Gewitterangst. Zum Abwandern gönnten wir uns noch eine Drei-Almen-Wanderung. Von St. Leonhard zunächst

eine schöne Waldwanderung hoch zur „Neubergalm“, Buttermilchpause, Gespräch mit der Wirtin. Sie bewirtschaftet mit ihrem Mann die (gepachtete) Alm im Sommer, so, wie das früher war („zum Glück gibt es noch genügend Bauern, die ihre Kühe hier oben weiden wollen“), die Kinder wohnen mit da, im Winter hat die Frau einen Job bei der Bank, der Kollege, der das im Sommer macht, ist winters irgendwo im Tourismus unterwegs. Der Sommer-Almen-Wirt, ihr Mann, hatte gerade ein Auto nach oben bestellt, um eine kranke Kuh ins Tal zum Tierarzt zu bringen. Klappe offen, das Tier wurde gesucht und auf den Anhänger bugsiert, und dann kamen alle anderen Tiere aus dem Nahbereich – Rinder, Esel, Schafe, Ziegen –, sahen dem Treiben neugierig zu, drängten immer enger zum Fahrzeug, und man hatte fast den Eindruck, dass sie der abreisenden Kuh nachwinkten. Dann ging's, auf gleicher Höhe, gemütlich hinüber zur „Tiefentaler Alm“, dort Jause mit Speckteller und Zirbenschnaps (und handgemachter Musik durch den Wirt). Noch eine Stunde weiter erwartete uns auf der „Arzler Alm“ ein Stück

Abschiedstorte. Ein letztes Mal 600 Meter Abstieg, hinunter zur Pitze. Der Fluss führte nachmittags (wegen der großen Hitze, die weiter oben die Gletscher schmelzen ließ) immer deutlich mehr Wasser als am frühen Morgen.



